

TASSILO LENDENFELD

Ein Leben

588

Danksagung

Für die Bearbeitung des Nachlasses nach Tassilo Lendenfeld, insbesondere für die Übertragung der zahlreichen handschriftlichen Briefe, von der Kurrentschrift ins Lateinische, bedanke ich mich bei:

meinem Mann, Bmstr. Ing. Franz Thalndorfer, für die Sichtung und Auswertung der Dokumente, für das Schreiben der Texte und das Verständnis für mich, dieses Buch herauszugeben.

Frau Else Zöchling, 3100 St. Pölten

Fa. Binder International - Online Lingua, 3040 Neulengbach

auch bei all jenen, welche mich in meinem Wunsch unterstützt und Zuspruch gegeben haben.

I. Th.–L.

Gesamtgestaltung: Ing. Franz Thalndorfer

Transkription Kurrent der handgeschriebenen Texte:

Übersetzungsbüro Binder International – Online Lingua

*www.onlinelingua.at *** www.onlinelingua.com*

Isabella Binder und Emanuel Binder

Layout und Design: Bc. Lucie Pavlickova

Herstellung:

Lichtbildnachweis: Sämtliche Lichtbilder aus der Sammlung Tassilo Lendenfeld

Copyright: Irmgard Thalndorfer-Lendenfeld 2011

*für
Wolfram und Elisabeth
unsere Kinder
Enkelkinder*

*im Gedenken an
Gisela
unsere liebe Mutter
Tante Paula*

Tassilo Lendenfeld

EIN LEBEN

ERINNERUNGEN

persönliche Aufzeichnungen 1946 – 1956

Franz Thalndorfer

BIOGRAPHISCHE
AUFZEICHNUNGEN

1911 – 1946

1956 - 1986

Herausgegeben von

Irmgard Thalndorfer-Lendenfeld

ZUM GELEIT

Dipl. Ing. Tassilo Lendenfeld, Vater, Großvater und Urgroßvater, hat in seinem Ruhestand, nach seiner langjährigen Tätigkeit als Baudirektor der Stadt St. Pölten begonnen, seine Lebenserinnerungen aufzuzeichnen.

Als Grundlage dienten ihm dafür nicht nur sein Gedächtnis, sondern auch seine umfangreichen Aufzeichnungen aus den gesammelten Jahreskalendern, Urkunden, Schriftstücken des täglichen Lebens, sowie der Briefwechsel seiner Familie, soweit dieser erhalten geblieben ist.

Ganz in seinem Wesen als Bauingenieur, hat er diese Unterlagen chronologisch geordnet und thematisch aufgelistet.

Daraus entstanden etwa nach 1946 seine handschriftlichen Aufzeichnungen in Tagebuchform, privat, dienstlich in Jahresabschnitten zusammengefasst.

Das ausführliche Tagebuch beginnt im Jahr 1946 und endet im August 1956. Leider sind

nur diese 10 Jahre vollständig erhalten und es wurde die weitere Arbeit an den Jahren vor 1946 und nach 1956 durch seinen jähen Tod 1986 unterbrochen.

Von den Jahren vorher und danach sind lediglich fragmentarisch handschriftliche Gedächtnisnotizen, sowie die Urkundensammlung und Familienbriefe vorhanden.

Es war mehr als eine mühevoll Aufgabe, die Dokumente, das Briefmaterial und die zahlreichen Fotos zu sichten und auszuwerten, da die Briefe in Kurrentschrift geschrieben sind.

Vater und seine Familie waren eifrige Briefschreiber. Oftmals sind mehrmals in der Woche die Briefe hin - und hergegangen. Sie haben entsprechend unserer heutigen Zeit das Telefon ersetzt.

Es ist daher nicht verwunderlich, dass überwiegend von Alltäglichkeiten berichtet wurde, welche keinen wesentlichen Aufschluss über seine Lebensereignisse ergeben.

Ab dem Jahr 1937, wo er wegen der Arbeitslosigkeit in Österreich aus beruflichen Gründen nach Deutschland übersiedeln musste, zeichnet er in seinen Briefen jedoch ein Bild der kurz bemessenen Vorkriegszeit, seinen beruflichen Werdegang, die politisch und wirtschaftliche Situation in Deutschland und spricht auch seine Gedanken darüber aus.

Die Briefe, welche er als Soldat von der Front in Russland und Frankreich schreibt, sind ein

beredtes Zeugnis über die Schrecken des Krieges.

Heimgekehrt aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft führt er bereits Tagebuch und beschreibt sein Leben mit eigenen Worten.

Nach seinem Tod verblieben alle seine Aufzeichnungen, sowie die Urkundensammlung in seinem St. Pöltner Haus in der Dr. Micalgasse und wurden seinem Andenken entsprechend, von seiner zweiten Frau Paula sorgfältig aufbewahrt.

Aus dem Nachlass von Paula Lendenfeld sind diese Aufzeichnungen mir zur Aufbewahrung übergeben worden.

Nach der Sichtung dieses gesamten Konvoluts ist in mir der Wunsch gewachsen und gleichzeitig die Verpflichtung gegenüber der Familie entstanden, seine Aufzeichnungen zu erhalten und zu archivieren, jedoch auch der Familie, welche sich inzwischen vergrößert hat, weiterzugeben.

Wir, seine Kinder, wissen noch aus Vaters Erzählungen und unserem eigenen Erleben, über sein interessantes, oftmals auch aufregendes und banges Leben.

Für unsere Kinder ist seine Lebensgeschichte nur mehr fragmentarisch vorhanden, die Enkel kennen nur mehr seine Bilder.

Anlässlich seines 100. Geburtstages lege ich die Zusammenfassung der vorhandenen Aufzeichnungen und Dokumente vor.

Vaters handschriftlich verfasste Erinnerungen aus den Jahren 1946 – 1956 werden originalgetreu in ungekürzter Form übernommen und bilden den Mittelpunkt meiner vorgelegten Arbeit.

Für jene Lebensabschnitte, welche Vater in seinen Erinnerungen nicht mehr selbst beschrieben hat, wird – um dem Leser einen Überblick zu verschaffen und ihm das Studium der Dokumente und Briefe zu ersparen – der Versuch unternommen, seine Lebensereignisse in biographischer Form unter Zuhilfenahme des schriftlichen Nachlasses darzustellen.

Es soll seine Persönlichkeit der Familie im Gedächtnis erhalten bleiben, soll auch unseren Kindern vor allem der gute Vater, der Familienmensch, als Vorbild dienen.

Zur Darstellung seiner Biographie wurden zur allgemeinen besseren Übersicht auch die Vornamen unserer Eltern, sowie die „Ich-Form“ als Erzähler verwendet.

Die Bezeichnung „Mama“ bezieht sich auf seine Mutter, unsere Großmutter.

Die zitierten Briefe „an Mama“ zeugen nicht nur von der tiefen, lebenslangen Beziehung zu seiner Mutter, sondern bilden auch eine dichte Kette von Dokumenten.

Mama hat alle Briefe Vaters gesammelt und so wurden diese aus ihrem Nachlass wieder Vater übergeben. Zweifelsohne muss es auch einen

Briefwechsel zwischen unseren Eltern gegeben haben. Dieser ist jedoch, ausgenommen von Einzelstücken, nicht vorhanden.

Kammer, im August 2011
Irmgard Thalndorfer-Lendenfeld

KINDER – UND JUGENDJAHRE

1911-1934

Wien im Jahr 1911. Noch ist die Welt im alten Europa in Ordnung. Der 81-jährige Kaiser Franz Josef regiert schon seit 63 Jahren, verehrt von allen seinen Völkern. Erzherzog Franz Ferdinand bereitet sich im Belvedere als Thronfolger zum künftigen Regenten der österreichisch-ungarischen Monarchie vor. Niemand ahnt zu dieser Zeit, dass seine Ermordung das alte Europa zusammenbrechen lässt, der erste Weltkrieg und die folgenden Jahrzehnte für die Menschen Not und Elend in bisher ungeahntem Ausmaß bringen werden.

In diesem Jahr 1911 wird Otto „Thassilo“, Richard von Lendenfeld geboren.

Näheres ist aus dem „Geburts- und Taufschein“ zu entnehmen. Dieses heute für uns ungewöhnlich bezeichnete Dokument, kennen wir doch nur mehr die amtliche Geburtsurkunde und den Taufschein, sie wurde von der Pfarre St. Paul in Döbling ausgestellt.

Entsprechend den gesetzlichen Bestimmungen in der Monarchie, war die Pfarre auch mit den Aufgaben des heutigen Standesamtes betraut. Der standesamtliche Teil des Dokumentes betrifft das Kernland Niederösterreich, Politischer Bezirk Döbling, die Taufe wurde in der Pfarre St. Paul in Döbling gespendet. Die Pfarre untersteht wiederum der Erzdiözese Wien.

Es wird uns in diesem Dokument mitgeteilt:

„Aus dem hiesigen Geburts- und Tauf- Buche wird hiermit amtlich bezeugt, dass in Döbling XIX, Hofzeile 10 in Wien am 12. 11. 1911 geboren, nach römisch katholischem Ritus getauft wurde:

v. Lendenfeld Otto Thassilo Richard, ein ehelicher Sohn von:

Franz Hermann Oskar Reichsritter v. Lendenfeld, kath., Notariatsbeamter, geb. am 3. April 1844 zu Graz, zuständig nach Wien, ehel. Sohn des Franz Reichsritter v. Lendenfeld und der Hildegarde, geb. Bachmann.

Der Mutter Mathilde Johanna, geb. Tasch, kath., geb. am 1. 9. 1870 zu Wien – Hernals, ehel. Tochter des Dr. Hugo Tasch und der Mathilde geb. Fogelmann recte Spalka.

Taufpatin war Leopoldine Seehann, Arztessgattin in Mautern, Melkerstraße 36.

Die Vornamen Otto-Thassilo, später nur Tassilo geschrieben, war die Namensgebung zweier Frauen. Die Mutter wünschte sich unbedingt einen Tassilo, während die Taufpatin einen Otto wollte. Die Taufpatin hat bei der Taufe sichtlich gewonnen, sodass im Taufschein als erster Name Otto eingetragen wurde.

Der Name Tassilo scheint ja wirklich problematisch zu sein, wird doch gerade mit diesem Namen immer wieder eine hünenhafte „Manneserscheinung“ verbunden. Glücklicherweise hat sich die Figur unseres Vaters zu einer ansehnlichen Erscheinung entwickelt, sodass der Name keineswegs störend war.

Unsere Mutter, als auch wir Kinder haben den Namen sehr geliebt, sodass auch heute noch, wenn von Vater die Rede ist, er als Tassilo respekt- und liebevoll genannt wird.

In den Urkunden und Dokumenten blieb die Namensgebung „Otto Tassilo“ zeit seines Lebens erhalten.

Für seine Eltern, ist er ein „Spätling“, hat er doch schon wesentlich ältere Geschwister, die Schwester Edith und Bruder Hugo.

Vielleicht ist er, der „Spätling“ gerade deswegen der Liebling seiner Mutter. Mit dem Vater konnte er nur die ersten Kinderjahre verbringen.

Otto Tassilo ist gerade sechseinhalb Jahre alt, als er am 19. 4. 1918 seinen Vater verliert.

Schon am 31. 5. 1918 bestellt das Bezirksgericht seine Mutter zum Vormund. Nun obliegt ihr allein die Sorge um den 7-jährigen, zur Zeit des Kriegsendes, wo schon allein die Alltagsorgen und der Kampf um das tägliche Brot die Menschen zu erdrücken scheint.

Es ist ein Glück, dass Mutter Mathilde eine Verwandtschaft hat, welche ihr hilfreich zur Seite steht.

Damit sind die Alltagsorgen und vor allem die Sorgen um den kleinen Halbweisen doch leichter zu bewältigen.

Über den Volksschüler Otto Tassilo ist wenig bekannt. Er dürfte jedoch ein äußerst braver und aufgeweckter Schüler gewesen sein.

Mutter Mathilde hat rechtzeitig die Fähigkeiten des kleinen Buben erkannt.

Im Jahr 1921 sollte der Bub in eine Mittelschule eintreten um später die Matura abzulegen.

Auf Grund der schlechten wirtschaftlichen Situation stellte die Witwe Mathilde ein Ansuchen an den Staat, um Unterstützung zur weiteren Ausbildung des Buben. Dies mit Erfolg.

Am 15. September 1921 schreibt „der mit der Leitung des Unterrichtsamtes betraute Vizekanzler“ der jungen Republik, Walter Breisky: „Liebes Kind!

Auf Grund Deiner bisherigen Schulleistungen und Deiner bei der Aufnahmeprüfung bewie-

senen Fähigkeiten wird Dir hiermit ein Freiplatz in einer Staatserziehungsanstalt verliehen“.

Otto Tassilo erhält einen Freiplatz in der Staatserziehungsanstalt für Knaben in Wien XIII (heute 14. Bezirk, Breitenseerstraße).

Der Vizekanzler schließt den Brief mit dem Wunsch: „Wohlan, dann an die Arbeit und Glück auf den Weg!“

Dieser Wunsch des Vizekanzlers sollte sich an den Buben und den später erwachsenen Mann, trotz aller manch tragischen Umstände, ein Leben lang erfüllen.

In der Staatserziehungsanstalt, vergleichbar mit dem heutigen Realgymnasium, ist Otto Tassilo ein überdurchschnittlich guter Schüler und so blieb ihm der staatliche Freiplatz bis zur Matura im Jahr 1929 erhalten.

Wie er selbst erzählt hat, waren ihm jedoch die Bubenstreiche nicht fremd und er war bei solchen Sachen oft dabei.

Schon in der zweiten Klasse Mittelschule kommt sein ausgesprochenes Talent für Zeichnen und Malen zum Vorschein.

Er widmet seiner Mutter ein Blatt mit einem Sinnspruch, umrahmt mit Blumengirlanden in Aquarelltechnik, sowie ein Aquarell-Blumenbild.

Die Maltechnik ist für den 11 bis 12-jährigen mehr als beachtlich und lässt diese auf eine ausgeprägte künstlerische Begabung auf diesem Gebiet schließen.

Aus dem Jahr 1923 sind noch einige Aquarelle des 12-jährigen vorhanden, welche das Schloss Wolfsberg in Angern, unweit von Mautern, als auch ein Försterhaus aus Angern zeigen.

In Mautern war Onkel Carl (Dr. Carl Seehann) und seine Frau, Tante Leo (Leopoldine), zu Hause. Onkel Carl war in Mautern Gemeindearzt und Tassilo durfte in den Zwanzigerjahren, während seiner Mittelschulzeit, oftmals in Mautern Ferientage verbracht haben.

In diesen Tagen ist er auch gerne gewandert und hat auf den Wanderungen auch seinem Hobby, der Aquarellmalerei, freien Lauf gelassen.

Man sollte meinen, dass diese künstlerische Begabung einmal seine Berufswünsche bestimmen würden.

Dem ist jedoch nicht so. Er entschließt sich nach der Matura zum Bauingenieurstudium, einer Disziplin, wo Logik, Sachlichkeit und die Neigung zur Mathematik vorrangig sind.

Die Liebe zur Aquarellmalerei hat ihn jedoch ein Leben lang begleitet und seine Bilder, welche er in späteren Jahren gemalt hat, sind noch immer an der Wand zu bewundern.

Tassilo war zu dieser Zeit schon als 18-jähriger zu einem ernsthaften jungen Mann gereift.

Noch als halbes Kind, in den oberen Klassen der Mittelschule, lernte er den Ernst des Lebens kennen und musste mit seiner Mutter

zusammen auch manchen schweren Schicksalsschlag überwinden.

Nicht nur Schicksalsschläge, sondern auch schöne Stunden und Begegnungen sind gewesen, welche sich zu Lebensfreundschaften entwickelt haben.

In diesen Jahren ist die Freundschaft zur Familie Chizzola entstanden, welche sich im Grunde bis zum heutigen Tage fortgesetzt hat. Vater beschreibt in seinen Erinnerungen aus dem Jahr 1952 wie sich das Kennenlernen ereignet und sich die Freundschaft entwickelt hat.

Ein Lichtbild aus dem Jahr 1928 zeigt Elda Chizzola, wie sie im Mauterner Wohnzimmer den Seehanns, Onkel Carl und Tante Leo, Kaffee eingießt.

Das Haus Chizzola sollte in den nächsten Jahrzehnten immer der italienische Schwerpunkt für die Lendenfelds bleiben und wurde bei keiner Reise ausgelassen.

Zurück nach Wien.

Mutter Mathilde hat im 19. Bezirk einen kleinen Schneidersalon betrieben, um sich wirtschaftlich über Wasser zu halten. Nach Tassilo's Schülerfreiplatz zu schließen, dürfte der Ertrag des Schneidersalons mit der Witwenpension zusammen nicht ausgereicht haben, um den Lebensunterhalt einigermaßen zu meistern.

Wie Tassilo in seinen Erinnerungen schreibt,

erkrankte seine Mutter im Jahr 1927 an Angina und musste über längere Zeit das Bett hüten. Durch die Bettlägerigkeit hat sich eine Thrombose im Bein gebildet und nun war die arme Frau erst recht gezwungen, im Bett zu bleiben. Sie ist im Wilhelminenspital untergebracht gewesen.

Die Ärzte standen damals einer Thrombosebehandlung mehr oder weniger hilflos gegenüber, entsprechende Medikamente gab es nicht, und so konnte nur durch die Bettruhe das Auflösen der Thrombose erwartet werden.

Mutter Mathilde musste weit über ein Jahr im Bett bleiben. Die Folgen waren fatal. Es ist für uns heute vollkommen klar, dass durch die monatelange Bettruhe Knie- und Fußgelenke versteifen und unbeweglich werden.

Erst im Jahr 1931 beginnt sie wieder langsam mit Krücken zu gehen und ist auf diese bis zu ihrem Tod angewiesen.

Es dürfte außer Zweifel stehen, dass diese persönlichen Ereignisse Mutter und Sohn sehr zusammengeschweißt haben. Diese innige Beziehung hat ein Leben lang gehalten.

Mutter Mathilde war im Jahr 1929 vom Krankenhaus wieder in die Wohnung in der Obkirchergasse zurückgekehrt.

Mutter und Sohn lebten nun gemeinsam in der kleinen Wohnung.

In diesem Jahr, unmittelbar nach der Matura, begann Tassilo im Herbst sein Bauingenieur-

studium an der technischen Hochschule in Wien.

Zur Sorge um die Krankheit seiner Mutter, den damit verbundenen Hilfen, gesellten sich auch die äußerlichen Widrigkeiten zum Studium hinzu. Da waren die Unzugänglichkeiten in der kleinen Wohnung in der Obkirchergasse.

Wie seinen Erinnerungen zu entnehmen ist, musste er seine Programme und Pläne auf dem Reißbrett am Küchentisch zeichnen.

Für die Beleuchtung des Zeichenbrettes diente eine Petroleumlampe! Erst im Jahr 1930 wurde das elektrische Licht in die Wohnung eingeleitet.

Betrachtet man Tassilo's bisherige Lebenserfahrungen, ist seine Ernsthaftigkeit in Sachen Studium und Sorgspflicht um seine Mutter gar kein Wunder, er hat damit leben lernen müssen.

Es ist demnach gar nicht verwunderlich, dass er sein Bauingenieurstudium in der vorgeschriebenen Zeit absolviert hat, eine Leistung, welche heute ein Student mit allen Lebensvorteilen fast nicht mehr zustande bringt. Studien und Prüfungen sind jedoch sicher nicht schwieriger geworden.

Es ist nicht nur seine Studienzeit, welche bewundernswert ist.

Wie aus den Meldebüchern ersichtlich, sind alle seine Einzelprüfungen mit „sehr gut und gut“ bewertet.

Am 13. Dezember 1934 hat er sämtliche Prüfungen für die zweite Staatsprüfung abgelegt und war „sonach auf Grund des §1 der Kaiserlichen Verordnung vom 14. Mai 1917

R.-G.-Bl.Nr.130 zur Führung der Standbezeichnung „Ingenieur“ (später Dipl. Ing.) berechtigt.

Sein Prüfungszeugnis weist die Beurteilung vorzüglich, sehr gut und gut auf. Nicht ohne Stolz dürfte im Dezember 1934 der „Ingenieur Tassilo v. Lendenfeld geziemend die Beendigung seiner Studien an der technischen Hochschule zu Wien, Bauingenieur fakultät“ seiner Familie, Freunden und Bekannten angezeigt haben.

Der auf der technischen Hochschule zu Wien ausgebildete Bauingenieur war nach heutigen Begriffen erstaunlich jung und nur 23 Jahre alt.

Trotz seines aufwendigen Studiums entdeckte er seine Reiselust.

Er reiste mit seinem Freund Bruno Freibauer in den Sommerferien 1933 das erste Mal nach Italien.

Von Anfang Juli bis Anfang September wanderten sie von Wien nach Italien. Selten benutzten sie die Eisenbahn, aber sie ließen sich auch von Autos und anderen Fuhrwerken mitnehmen.

Ein Besuch bei Tante Elda war mit einem mehrwöchigen Aufenthalt in Mori verbunden.

Die zweite Italienreise machte er mit seinem Freund noch einmal vom 16. Juli bis Ende August 1934.

Durch die Briefe und Reiseberichte sind uns die Reisestationen Althofen, Feldkirch am Ossiacher-See, Villach, Tarvis, Serpentinizza, Triest, Venedig, Padua, Vicenza, Verona, natürlich Mori, Rovereto, Innichen, Gardasee und Sillian bekannt.

Aus den Briefen wissen wir, dass der Besuch und Aufenthalt in Mori für ihn wieder der Reishöhepunkt war.

Die Familie Chizzola hat sich um ihn, wie um einen eigenen Sohn bemüht. Wie viele Jahre sollten vergehen, bis er wieder nach Mori kommen konnte?

Mit dieser zweiten Reise holte sich Tassilo die Kraft und Energie zur zweiten Staatsprüfung.

In die Zeit seines letzten Studienjahres muss auch das Kennenlernen mit seiner späteren Frau Lotte gefallen sein.

Über die Umstände, wie Vater unsere Mutter Lotte kennen gelernt hat, gibt es keine Anhaltspunkte.

Vater hat darüber nie erzählt, lediglich, dass er zu Fuß von der Obkirchergasse in die Wehlstrasse gegangen wäre, um seine Lotte zu besuchen.

Der Nichtwiener sei darüber informiert, dass es sich bei der Wegstrecke von einem Fußmarsch von über einer Stunde handelt!

Die Liebe hat eben alle Weghindernisse überstanden und Entfernungen klein werden lassen.

hlz. _____

Kronland: Niederösterreich.
Polit. Bezirk: Döbling.

GRUND
NUMMER 1230822

Erzdiözese: Wien.
Pfarre: St. Paul in Döbling.

Geburts- und Tauf-Schein.

dem heiligen Geburts- und Tauf-Buche Tom. XXV
Fol. 237 wird hiemit amtlich bezeugt, daß

in (Ort, Straße, Nr.): Döbling XIX Hofstraße 10. Wien
am (in Buchst.): zwölften November Eintaufend
neun hundert u. elf. (in Ziffern): 12/11. 1911.
geboren und am (Datum und Jahr): 3 Dezember 1911.
vom hochw. Herrn Frank Hermann Leop.
nach römisch-katholischem Ritus getauft wurde (Zu- und Vorname):
V. Lendenfeld Otto, Thassilo Richard,
ein(e) ehel. Sohn des
Vaters*: Frank Hermann, Oskar Reichsritter
V. Lendenfeld, Kath. d. kais. u. königl. Armee, geb. am
7. April 1844 zu Graz, vollständig nach Wien,
ehel. Sohn des Frank Reichsritter V. Lendenfeld
u. der Hildegard geb. de Bachmann,
und der
Mutter*: Mathilde Johanna geborne Tsch., Kath
geb. um 1/9. 1840 zu Wien. Hernald, ehel. Tochter
des Dr. Hugo Tsch. u. der Mathilde geb.
Wagelmann nee Spalko,
Paten: Josephine Secham, Antonsgäßlein im Meutner
Melkstraße 76.
Anmerkung: _____
Urkund dessen die eigenhändige Unterschrift des Gefertigten und das beigedrückte Amtsigel.
Pfarramt zum heil. Paulus in Döbling, 30 September 1911.

1. ein neuer Erdenbürger



2. der einjährige Tassilo



3. „Mama“ und der Siebenjährige

Der mit der Leitung des Unterrichtsamtes
betraute Vizetanzler

Liebes Kind!

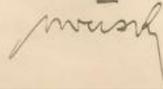
Auf Grund Deiner bisherigen Schulleistungen und Deines bei der Aufnahmeprüfung bewiesenen Fähigkeiten wird Dir hiemit ein (Staat)-Freiplatz in einer Staatserziehungsanstalt verliehen.

In Zeiten schwerster Not übernimmt hiedurch neben Deinen Angehörigen der Staat die Sorge für Deine Erziehung und Ausbildung, bis Du zu einem Beruf oder zum wissenschaftlichen Studium reif geworden bist, vorausgesetzt, daß Du die Pflichten, die Dir daraus erwachsen, getreulich erfüllst und Deine Kräfte den Anforderungen des Studiums entsprechen. Dafür erwartet die Republik Österreich von Dir, daß Du dereinst als ihr treuer Bürger pflichtbewußt und verantwortungsbewußt nach bestem Wissen und Können für das allgemeine Wohl wirken und mit allen Deinen Kräften an der Wiederaufrichtung unseres unglücklichen Vaterlandes mitarbeiten wirst.

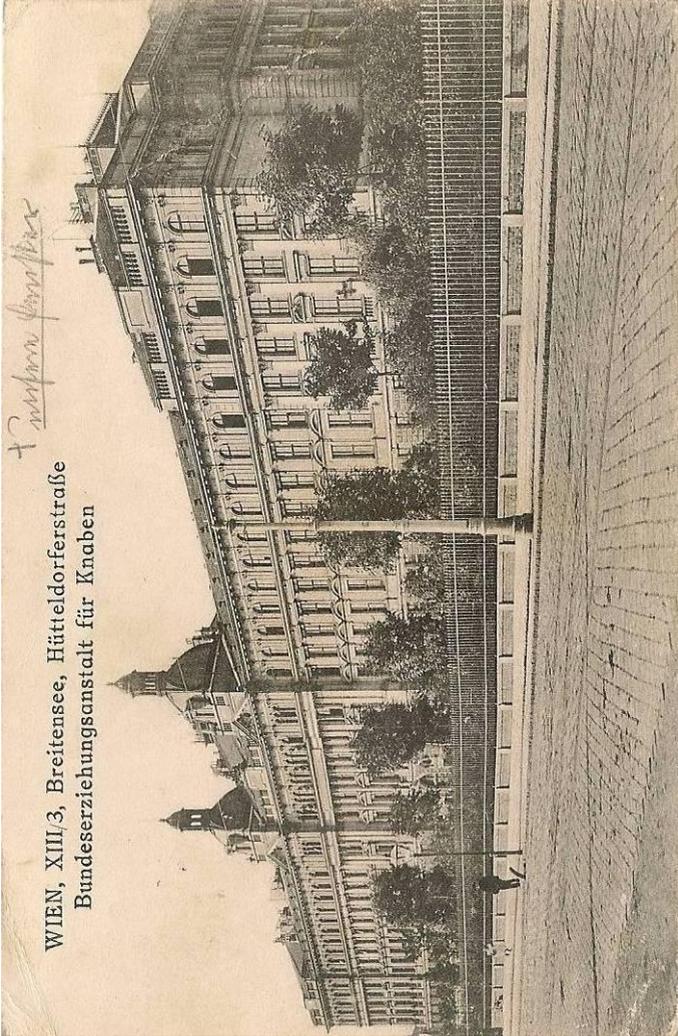
Das Vaterland zählt auf Dich. Wohlan denn an die Arbeit und Glück auf den Weg!

Wien, am 15. September 1921.

Der mit der Leitung des Unterrichtsamtes
betraute Vizetanzler:



4. Freiplatz an einer „Staatserziehungsanstalt“ 1921



WIEN, XIII/3, Breitensee, Hütteldorfstraße
Bundeszuchtanstalt für Knaben

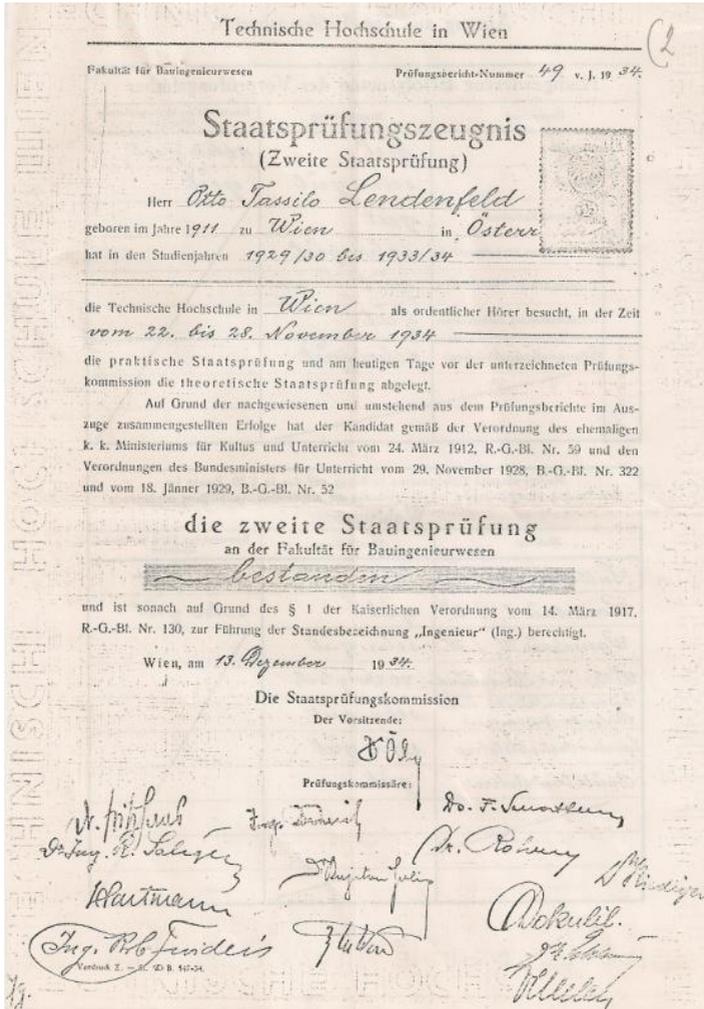
5. *Staatserziehungsanstalt Wien XIII*



6. erste Aquarelle 1922



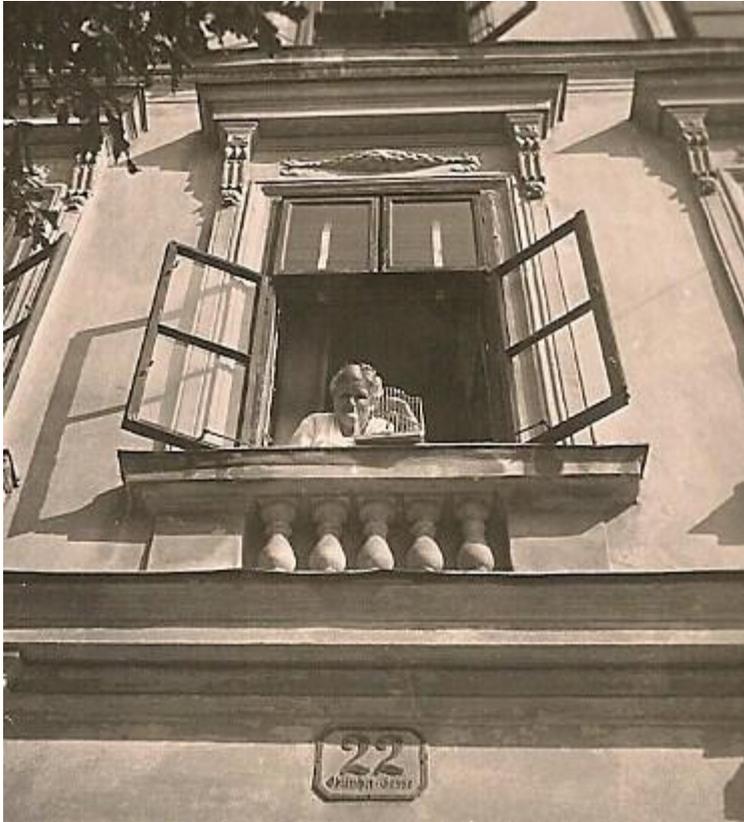
7. 1929 Elda Chizzola bei Dr. Seebann



8. Ingenieur Tassilo Lendenfeld

9. Lotte 1934/35





10. Mama in der Obkirchergasse 22

LERN- UND WANDER- JAHRE

1934-1937

Das Jahr 1934 war in Österreich von Unruhen und der nicht zu bewältigenden Arbeitslosigkeit geprägt. Rund 400.000 Menschen waren ohne Arbeit.

Unter diesen Umständen war es mehr als schwierig eine Anstellung zu finden. Vater hatte unverschämtes Glück. Bereits am 20. Februar 1935 wird er in den Granitwerken Roggendorf bei Pulkau aufgenommen. Im Bestellungsschreiben wird seine Anstellung als „Volontär“ beschrieben.

Diese Bezeichnung „Volontär“ bedeutete in der damaligen Zeit ein Dienstverhältnis zur Ausbildung in einem Betrieb mit einem äußerst geringen Gehalt. Mit dem Volontär waren aber entsprechende Aufstiegschancen verbunden.

Vater hat diese genützt.

Schon am 30. 6. 1935 wird er in ein ordentliches Anstellungsverhältnis übernommen und

binnen kurzer Zeit zum leitenden Ingenieur ernannt.

Mit der Ernennung zum leitenden Ingenieur fallen auch die Umbau- und Erweiterungsbauten der Granitwerke zusammen, welche er nunmehr zu leiten hatte.

Er berichtet darüber eingehend im Brief an seine Mutter vom 16. 3. 1935, den er, wie er ausdrücklich betont, im Kaffeehaus um 18.00 Uhr geschrieben hat.

Es wurde mit dem Bau einer Sortieranlage begonnen. Diese bauliche Arbeit hat er zum ersten Mal selbständig, sichtlich mit Erfolg, geleitet.

Nicht ohne Stolz berichtet er darüber und meint: Briefzitat- „und glaube, ohne mir zu schmeicheln, mit richtiger Umsicht geführt...“

Ferner erzählt er seiner Mutter über die Wichtigkeit der Kenntnis von Fachausdrücken, Geräte und Werkzeug, all das richtig zu verwenden, weil dies – „...mir maßgebend ist, für die Achtung der Leute...“, an meiner Person.

Voll Enthusiasmus erzählt er ferner von der Montage eines 8 Tonnen schweren Schotterbrechers, welcher ohne Kran und nur mit Hilfe von starken Winden montiert wurde.

Alles deutet darauf hin, dass er mit seinen Arbeitsaufgaben glücklich war.

Das Granitwerk Roggendorf bei Pulkau im Weinviertel war ein Bergbaubetrieb, welcher sich mit der Herstellung von Grundbaustoffen

wie Schotter und Kies für den Straßenbau beschäftigte.

Aus welchem Grund auch immer wurden die Granitwerke von ihren Eigentümern Hammer & Co an die Bau-und Terrain-AG verpachtet.

Vater wird von dieser Firma übernommen und zum Betriebsleiter bestellt.

Mit dem Dienstvertrag vom 24. Juli 1936 wird ein Nettobezug von monatlich ÖS 320.-, sowie die Weiterverwendung der kostenlosen Dienstwohnung vereinbart. Diese Wohnung hatte er schon bei den Granitwerken gehabt.

Die Eigentümer der Granitwerke dürften in der kurzen Zeit, wo Vater bei ihnen angestellt war, zu ihm großes Vertrauen gefunden haben.

Vielleicht kann man einen der Miteigentümer, Leopold Frh. Popper v. Podhragy als einen Gönner von Vater bezeichnen.

Anders ist es nicht zu erklären, denn mit dem Brief v. 8. Juli 1936 schenkt Frh. Popper v. Podhragy Vater „das Motorrad“, vermutlich ein Dienstfahrzeug. Wenn auch gebraucht, war das Motorrad in der Zeit der Wirtschaftskrise ein großartiges Geschenk.

Vater ist mit dem Motorrad oftmals abgebildet. Es handelt sich um eine Puch 250 Baujahr 1933, welche damals sehr – wie heute ein Mittelklasseauto – begehrt war.

Es spricht auch für das Vertrauen der Eigentümer von den Granitwerken, dass Vater mit

der Vermarktung des verbleibenden Eigentums vom Betrieb, diverse Geräte, Maschinen, sowie Steinmaterial betraut worden ist.

Den Pächtern der Granitwerke Roggendorf dürfte mit dem wirtschaftlichen Erfolg kein Glück beschieden gewesen sein, sodass Ende September 1936 der „Betriebsleiter“ Ing. Tassilo v. Lendenfeld aus organisatorischen Gründen gekündigt wird. Damit hat seine erste Anstellung nach dem Studium lediglich eineinhalb Jahre gedauert.

Das vorhandene Schrifttum und das Wissen um die damalige wirtschaftliche Lage lassen darauf schließen, dass der Betrieb aufgelöst wurde. Der wirtschaftliche Zusammenbruch von Betrieben stand damals auf der Tagesordnung.

Mit der Kündigung bei den Granitwerken wurde Vater nicht arbeitslos und ist ihm ein nahtloser Übergang in ein Angestelltenverhältnis bei der burgenländischen Landesregierung gelungen.

Im Brief vom 18. 8. 1936 schreibt er an seine Mama, er wäre bereits in Eisenstadt. Er schreibt, dass er die Stellung eines Feriapraktikanten, diese als fertig ausgebildeter Bauingenieur, mit einem monatlichen Gehalt von S 150.- hätte, jedoch mit der Aussicht weiter aufzurücken.

Hier wird er nun seine erste Praxis im Straßenbau, auf der Baustelle der Straße Eisenstadt – Schützen, erhalten.

Nach der Arbeit in den Granitwerken Roggendorf war diese, und dazu noch schlechter bezahlte Arbeit, nicht das erhoffte Glück.

Er hat sich sichtlich auch mit dem Gedanken getragen, zur Berufsfeuerwehr zu gehen und erwähnt im Brief vom 18. 8. 1936.... „für den Fall, dass die Feuerwehr aktuell wird, gehe ich zur Feuerwehr....“.

Mehr Befriedigung als in seinem beruflichen Dasein hat Vater zu dieser Zeit im Privatleben. Durch sein gutes Einkommen in Roggendorf konnte er seiner Mutter endlich ein etwas angenehmeres Leben bieten.

Er hat sie bei sich in Roggendorf untergebracht. So war Mutter in seiner Nähe und hat später diese Zeit als eine ihrer schönsten Lebensabschnitte bezeichnet.

Die „Beziehungen“ zu Lotte haben sich vertieft. Die Familien Lendenfeld und Hauk haben sich kennengelernt und zueinander eine Freundschaft aufgebaut und gepflegt. Manche Lichtbilder zeigen ein glückliches Beisammensein unserer späteren Eltern und deren Familien in Roggendorf und Umgebung.

Die Anstellung beim Landesbauamt der burgenländischen Landesregierung führt ihn zu einer weiteren Baustelle. Vater wird Bauleiter des Straßenbaues Baumgarten und Schattendorf.

Nun sollte man meinen, eine Beschäftigung bei der Landesregierung wäre eine sichere und

dauerhafte Anstellung. Dies jedoch nicht in den Dreißigerjahren.

Bereits am 14. Dezember 1936 ist der Traum zu Ende. Vater zum 31. 12. 1936 gekündigt.

Die Landesregierung teilt im Kündigungsschreiben mit, dass die Geldmittel für den Straßenbau ausgeschöpft sind und die Baustelle eingestellt ist. Die Dienstnehmer von diesem Bauprojekt werden entlassen.

So war es damals.

Ende 1934 hat er voll Hoffnung auf die berufliche Zukunft die Hochschule verlassen.

Ende 1936, mit 25 Jahren ist er zweimal gekündigt, war kurze Zeit Betriebsleiter bei den Granitwerken und steht nun wie viele andere, vor dem - Nichts.

Privat ist er glücklich verliebt, denkt vielleicht schon an eine Ehe mit seiner Lotte, aber kann man unter diesen wirtschaftlichen Voraussetzungen heiraten?

Der Jahresanfang 1937 lässt dazu nicht sehr viel Optimismus aufkommen.

Die innenpolitische Situation in Österreich ist von der wirtschaftlichen Stagnation, der Arbeitslosigkeit und den wiedererstarkten österreichischen Nationalsozialisten, Meister der politischen Sticheleien, Intrigen und Populismus geprägt. Diese wollen an die Macht und den Anschluss an Deutschland durchsetzen. Überall ist politische Unruhe.

Aus dieser Situation erscheint Österreich wie

eine überreife Frucht, welche jeder Zeit vom Baum zu fallen droht und der Staat seine Selbständigkeit verliert.

Der Anschluss an das Deutsche Reich wird in wenigen Monaten vollzogen sein.

In den ersten Monaten des Jahres 1937 war daher der Blick der Arbeitslosen über die deutsche Grenze, wie das Schauen in ein Wunderland.

Im deutschen Reich Hitlers war die Arbeitslosigkeit besiegt. In der Gesamtwirtschaft, vor allem in der Bautätigkeit, herrschte Hochkonjunktur. Hitler hatte die Fesseln vom Friedensvertrag in Versailles abgeschüttelt. Der Deutsche hatte wieder Geltung in der Welt.

Heute wissen wir, dass der deutsche Aufschwung auf wirtschaftlich-politischer Raffinesse und Schulden aufgebaut war und die politischen Erfolge Hitlers ein Hasardspiel waren.

Die Österreicher konnten das alles sehen und miterleben, waren aber über die Hintergründe nicht informiert.

Der großdeutsche Gedanke und der Anschlusswunsch von 1919 waren bei einem Großteil der Österreicher noch immer hellwach und jetzt in greifbare Nähe gerückt.

Auch sie wollten politische Ordnung und ein Wirtschaftswunder, sozusagen wieder einmal sorgenfrei leben können!

Auch Vaters Gedanken dürften in diese Richtung gegangen sein.

Deutschland suchte Bauingenieure, in Österreich war keine Anstellung zu bekommen.

In Sorge um seine Zukunft und das Wissen um die Situation, hat sich Vater entschlossen, damals noch „nach Deutschland auszuwandern“.

Mit seinem Abwandern nach Deutschland ist für ihn eine bedeutende Lebenszäsur eingetreten.

Nun war sie vorbei, die Studenten- und Jugendzeit, mit all den damit verbundenen Freuden und Hoffnungen auf die Zukunft. Die Hoffnungen sollten in den nächsten Jahren ganz andere werden.



11. 1936 Tassilo und die Puch 250



12. in Roggendorf v.l. Mama, Opa, Oma Hauk, Lotte 1936



13. Lotte und Tassilo 1936

IN DEUTSCHLAND

1937-1941

Von Mitte August 1936 bis Ende Jänner 1937 ist der Briefverkehr, zumindest in der vorliegenden Sammlung, unterbrochen. Nach den vorhandenen Urkunden von der burgenländischen Landesregierung war Vater jedoch mindestens bis zum 14. Dezember 1936 bei dem Straßenbaulos Baumgarten-Schattendorf beschäftigt.

Über die Umstände, wie es zu einer Anstellung in Deutschland gekommen ist, hat Vater nie etwas erzählt und sind darüber auch keine schriftlichen Unterlagen vorhanden.

Er tritt eine Stelle bei den „Ruhrtaler Straßen-, Tiefbau- u. Steinbruchbetriebe“ Fritz Müller in Beckum an.

Beckum, eine Stadt mit damals rund 30.000 Einwohnern, liegt nordöstlich vom Ruhrgebiet und den Großstädten Gelsenkirchen und Dortmund.

Am Mittwoch, den 21. Jänner 1937 um 23⁰⁰ Uhr, hat Vater seine Heimatstadt Wien verlassen und ist am nächsten Tag um 20³⁰ in Beckum angekommen. Den letzten Streckenabschnitt von Neukirchen nach Beckum, das sind rund 60 km, musste er mit der Lokalbahn zurücklegen, welcher aus der „Urgroßvaterzeit“ stammte.

Pflichtbewusst verständigt er nach der Ankunft seinen künftigen Chef Herrn Müller, von der Ruhrtaler Straßenbau.

Die erste Nacht verbringt Vater im Hotel Nordhoff. Doch schon nächsten Tag, nach acht Zimmerbesichtigungen, hat er seine Bleibe in einer Frühstückspension für die Zeit in Beckum gefunden.

Vater macht auch gleich am ersten Tag einen Baustellenbesuch, eine drei Kilometer lange Dammschüttung für die künftige Reichsautobahn.

Der Damm weist eine leichte Biegung auf, wird von Bahn- und Straßen gekreuzt, wodurch die Baustelle technisch interessanter ist.

Vater ist im ersten Eindruck von der Betriebsführung- vermutlich meint er die örtliche Bauleitung von der Dammbaustelle – enttäuscht.

Er meint in seinem Brief... „das ganze gleicht einem Uhrwerk, dessen Räder nicht passen...“

Seine Aufgabe besteht nun darin, für die Baustelle die Massenberechnungen und die Abrechnungspläne zu erstellen.

Mit dem Chef der Firma hat er auch eine Gehaltsvereinbarung abgeschlossen. Sein Gehalt beträgt 150 RM (Reichsmark) pro Monat. Dies gelte jedoch nur für den Monat Februar. In der Folge müsste Müller dann mehr zahlen oder ihn entlassen.

Über die Gehaltsfragen dürfte jedoch keine Einigkeit erzielt worden sein. Nach manchen brieflichen Äußerungen ist zu vermuten, dass ihm auch das Betriebsklima nicht sonderlich behagt hat.

Nach dem Arbeitszeugnis ist Vater bereits wieder am 15. April 1937 auf eigenen Wunsch aus der Firma ausgeschieden.

In seiner Freizeit versucht er eifrig sich einen Überblick über das Leben der Bevölkerung in Beckum zu machen.

Er erforscht die Lebensmittelpreise, die Löhne, auch die Wäschepreise sind ihm nicht gleichgültig und berichtet diese seiner Mutter und seiner Braut Lotte brieflich nach Wien.

Er schreibt auch über die Gespräche und den Gedankenaustausch mit den Kollegen. Diese betreffen nicht etwa technische Dinge, sondern die Tagespolitik, die Wirtschaft in Deutschland und nicht zuletzt auch das sogenannte „Judenproblem“.

Dies sind jene Themen, welche von der NS-Propaganda hochgespielt und ständig am „köcheln“ gehalten werden.

Die deutsche Seele wird mit der NS-Propa-

ganda voll beschäftigt, solange, bis sie an die Wohltat des NS-Systems und seinen „Führer“ vorbehaltlos glaubt.

Über die Stimmung in der deutschen Bevölkerung gibt ein Zitat aus dem Brief vom 23. und 24. 1. 1937 an die Braut Lotte ein beredtes Zeugnis: „In jedem Gespräch kann ich die unendliche Wertschätzung des „Führers“ durch die Leute erkennen und zum Unterschied gegen unsere Leute sehe ich hier jeden einfachen Arbeiter die Leistungen anerkennen, die bisher durch den Staat erbracht wurden und Mängel erklären.“

Das Winterhilfswerk und die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV), also NS-Einrichtungen, werden bejubelt und begrüßt.

Er berichtet über die Diskussion zum Preisproblem bei Warenknappheit und meint dazu: „Keineswegs werden durch diese Knappheit die Selbstkosten der Waren gesteigert, es ist daher nicht einzusehen, warum dann mit der Knappheit der Preis einer Ware steigen soll. Heute müssen die Preise aller Waren durch staatliche Stellen festgesetzt werden. Ein ganz hervorragender Gedankengang.“

So schreibt und denkt Vater im Jänner 1937 und mit ihm viele andere.

Aus heutiger Sicht ist es erschreckend, wie wenig politisches und wirtschaftliches Basiswissen in allen Bevölkerungsschichten vorhanden war, oder sind alle der NS-Propaganda aufgesessen?

Das Wissen um das Gesetz der freien Wirtschaft, hinsichtlich der Preisbildung nach Angebot und Nachfrage, war damals anscheinend vollkommen fremd.

Ähnlich wie zur Preisbildung äußert sich Vater zur Butter- und Fettknappheit. Er verurteilt die Hamsterkäufe und begrüßt die Einführung von Lebensmittelkarten auf diese Waren, welche zu einer gerechten Verteilung beitragen sollen.

Es ist erstaunlich, dass es in der Zeit einer wirtschaftlichen Konjunktur eine Knappheit an täglichen Versorgungsgütern gegeben hat.

Daraus ist zu ersehen, dass die damalige Wirtschaft hauptsächlich der industrielle Schwerpunkt für die Rüstungsindustrie und dem militärstrategischen Schwerpunkt (Straßen – und Eisenbahnbau) gedient hat. Ein gesunder Wirtschaftskreislauf war nicht gegeben.

Die Hochkonjunktur der Wirtschaft in der Vorkriegs, NS Zeit, war nur eine Scheinbare.

Die Bevölkerung hat dies nicht verstanden und war verblendet, die Wirtschaftsfachleute mussten schweigen oder emigrieren.

So ging das hochgejubelte deutsche Reich seinem Untergang entgegen, auch Vater wurde in diesen Schlund mitgerissen.

Noch war es nicht soweit.

Vaters Tätigkeit bei der Firma Ruhrtaler Straßenbau in Beckum hat sohin zweieinhalb Monate gedauert. Wie späteren Briefen zu ent-

nehmen ist, blieb jedoch zum Firmenchef Müller ein guter Kontakt. Fritz Müller bedauert es, dass er Vater hat weggehen lassen.

Vier Tage nach der Kündigung, am 19. April 1937, tritt er in das Büro Hans Miller, beratender Ingenieur im NSBDT in Nürnberg, ein. (NSBDT= Nationalsozialistischer Bund Deutscher Technik - nicht sofort erklärbare Abkürzungen sind keine Modeerscheinung der heutigen Tage, die gab es schon in der NS-Zeit).

Vater hat sich zu diesem schnellen Stellungswechsel in seine Erzählungen nicht geäußert. Es gibt auch dazu keine schriftlichen Mitteilungen. Innerhalb von ein paar Tagen war auch zu dieser Zeit ohne Vorbereitung keine Stellung zu finden.

So bleiben die Vorgänge über seinen Stellungswechsel in der Dunkelheit der Geschichte.

Sicher ist jedenfalls, dass ihm die Tätigkeit im Ingenieurbüro Hans Miller seinen persönlichen Vorstellungen wesentlich mehr entgegengekommen ist, als die Arbeit an einer Baustelle.

Das Ingenieurbüro Miller ist mit seiner Aufgabenstellung, etwa mit unserem heutigen Zivilingenieurbüro für Bauwesen oder Kulturtechnik vergleichbar.

Einer der ersten Planungsaufgaben Vaters war die Neuprojektierung der städtischen Kanalanlage in Aschaffenburg. Andere interessante Bauaufgaben folgen.

Das Jahr 1937 hat also bis zum Frühjahr im beruflichen Leben Vaters gewaltige Veränderungen gebracht.

Die Beckumer Zeit war von den beruflichen Ereignissen, sowie vom Kennenlernen der deutschen Mentalität und den Lebensumständen im Deutschen Reich geprägt. Dies ergibt sich eindeutig aus seinen Briefen, welche er Mama und seiner Braut Lotte – abwechselnd, mit der Aufforderung zum Austausch der Briefe, der Informationen – geschrieben hat.

Er nennt seine Briefe selbst Tagesberichte und sie handeln ausschließlich vom Tagesgeschehen in der Firma und seinem privaten Zeitablauf.

Manchmal nimmt er zum politischen Tagesgeschehen Stellung.

Von den beabsichtigten oder tatsächlich erfolgten Besuchen seiner Mutter oder Braut in Beckum ist nichts bekannt.

Insgesamt betrachtet, muss die Beckumer Zeit für Vater sehr arbeitsreich, persönlich jedoch mehr oder weniger einsam gewesen sein.

Das hat sich bei seiner Übersiedlung nach Nürnberg weitgehend geändert.

Nicht zu unterschätzen dürfte wieder das Näher rücken zu Wien gewesen sein. War doch die Fahrt Wien – Nürnberg wesentlich einfacher als nach Beckum.

Schon im Brief aus Nürnberg vom 15. April

1937 trägt er sich mit dem konkreten Gedanken, seine Mutter über einen längeren Zeitraum nach Nürnberg kommen zu lassen. Er berät sich mit Mama brieflich, die wirtschaftlich günstigsten Wohnmöglichkeiten zu finden. Der Besuch wird schließlich für Juni 1937 geplant.

Selbst seine Schwester Edith meldet ihren Besuch samt Familie für den Herbst an.

Mama ist vermutlich Ende Juni in Nürnberg eingetroffen. Die Dauer ihres Aufenthaltes ist nicht bekannt. Ende September dürfte sie jedoch wieder in Wien gewesen sein und teilt ihrer Schwester Emmy mit, dass sie von Nürnberg ganz begeistert sei.

Vorher, nämlich Ende Mai, Anfang Juni war schon Braut Lotte da.

Dieser Besuch dürfte, ausgenommen ihrer Eltern, der Verwandtschaft verschwiegen worden sein. Nicht umsonst schreibt Tassilo in seinem Brief an Mama: „...dass Lotte zu mir fährt, braucht ja gerade nicht in der Zeitung zu stehen....“

Lotte war damals rund neunzehn Jahre alt, also in einem Alter, wo man zur damaligen Zeit für Mädchen an eine Heirat dachte.

Die Geheimniskrämerei lässt jedoch darauf schließen, dass in der Zeit um 1937 als Unverheiratete – wenn auch als Braut bei einem zukünftigen Ehemann – in seiner Wohnung ohne Gouvernante nichts zu suchen hatte.

Mit dem Geheimnis – wenn es überhaupt eines war – wurde der Verwandtschaft sicher ein wichtiges Unterhaltungsthema entzogen.

Über die zweite Hälfte des Jahres 1937 lässt sich nichts berichten. Beruflich wie privat ist vermutlich alles in geordneten Bahnen verlaufen.

Wo und wie Vater seine Weihnachtsfeiertage und den Jahreswechsel 1937/38 verbracht hat, wissen wir nicht.

War er vielleicht allein in der Fremde?

Aus der reichen Korrespondenz der Verwandtschaft ist zu lesen, dass „Mama“ zu Weihnachten in Wien war, sich jedoch schon mit dem Gedanken getragen hat, im Jänner oder Februar wieder nach Nürnberg zu fahren. Erst am 1. Mai 1938 schreibt Vater seiner Mutter wieder nach Wien. Die Korrespondenz der beiden dürfte durch den Nürnberger Aufenthalt unterbrochen gewesen sein. Der Briefwechsel mit Braut Lotte von Anfang bis Mitte 1938 ist nicht erhalten. Es ist unwahrscheinlich, dass die beiden Brautleute nicht miteinander im Briefwechsel gestanden sind und sich nichts zu sagen gehabt hätten.

Hat Lotte bei ihm schon in Nürnberg gewohnt, weil sie ja doch im Jahr 1938 heiraten wollten? Vater hat schon am 1. Februar 1938 eine neue Wohnung mit drei Zimmern in Nürnberg, in der Wilhelm Späthstraße 26, angemietet, jedoch erst am Anfang Juli die Möbel ange-

schaft. Dass er die Möbelanschaffung zusammen mit seiner künftigen Frau gemacht hat, ist mehr als wahrscheinlich.

Es ist auffällig, dass die wesentlichen politischen Ereignisse des Jahres 1938 in den Briefen keinen Niederschlag finden.

Am 13. März 1938 wurde unser Österreich an das Deutsche Reich angeschlossen und ist zur Ostmark geworden. Über Nacht waren die Österreicher Bürger des Deutschen Reiches.

Betrachtet man die alten Lichtbilder von diesem Ereignis, die jubelnde Bevölkerung, welche nicht nur aus dem vom Propagandaministerium bestellten Jubelaufgebot bestand, ist es schon verwunderlich, dass die Familie über diese Ereignisse so sang und klanglos hinweggegangen wäre.

Nach den Äußerungen in manchen Briefen, war ja ihnen der Anschluss willkommen, weil es scheinbar die einzige Möglichkeit war, dass Österreich weiter lebt.

Kurzfristig gesehen, hat ja der österreichische Anschluss für Vater einen Vorteil gehabt; - er brauchte nun als neuer Großdeutscher keine Arbeitsbewilligung in Nürnberg.

Die zweite Jahreshälfte beginnt ruhig, ohne Besonderheiten.

Im August ist Mama wieder in Nürnberg.

Schon Ende August sind die Vorbereitungen für die Hochzeit vermutlich auf Hochtouren, es sind auch schon die Verwandten zum bevorstehenden Fest eingeladen.

Seit Anfang Jänner 1937, also fast 2 Jahre, war Vater nicht mehr in Wien. Die Heirat sollte ihm ein Wiedersehen mit seiner Heimatstadt bringen.

Nach der Heiratsurkunde, ausgestellt vom Standesamt IV. Wien Brigittenau, Urkunde vom 18. Februar 1939 haben am 1. Oktober 1938 –

Der Privatangestellte

Ingenieur Otto Thassilo v. Lendenfeld
wohnhaft in

Nürnberg, Dr. Wilhelm Späthstraße 26
und die

Laborantin Charlotte Marie Hauk
wohnhaft in

Wien 20. Bezirk, Wehlistraße 96/26/23

die Ehe geschlossen.

Leider war Mama nicht bei der Hochzeit und ist in Nürnberg geblieben. Vermutlich haben sie das Fußleiden und die Krücken daran gehindert, am Fest teilzunehmen.

Sie wird von Sohn und Schwiegertochter damit getröstet, dass der Besuch von Mama Hauk in Nürnberg angekündigt wird.

Es wäre nicht Vater gewesen, wenn er nicht sofort nach der Hochzeit, noch am 1. Oktober 1938, seiner Mama geschrieben hätte.

So wissen wir, dass die Hochzeitstafel im Restaurant zum „Auge Gottes“ in Wien IX. statt-

gefunden hat. Etwa an die 30 Personen waren anwesend.

Sicher war auch die Lebensfreundin Lottes, Paula und deren Mutter, Pauline Stoklasa, dabei.

Die Damen werden in Vaters Leben noch eine bedeutende Rolle spielen.

Die Menüfolge war für das Jahr 1938, eine kulinarische Freude und es gab:

Pikantes Ei

Schweinskarree

Gemischter Salat

Torte

Kurz nach der Hochzeitstafel ist das frisch vermählte Paar in die Wohnung von Mama in die Obkirchergasse, um sich zur Hochzeitsreise zu rüsten.

Am Abend fuhr das junge Paar vom Südbahnhof nach Venedig weg. Die Hochzeitsreise sollte ihnen doch ein schönes Stück Italien zeigen und in Erinnerung bleiben. Von Venedig ging es weiter nach Rom, Neapel und Capri.

Jetzt waren sie schon in Capri. Aber war denn eine Italienreise ohne Begegnung mit der Familie Chizzola möglich?

Eben nicht und in Rom wurden sie von Tante Elda im Hotel de la Ville erwartet. Tante Elda war zu dieser Zeit dort berufstätig.

Auf der Rückfahrt wurde natürlich bei der Familie Chizzola in Mori Station gemacht.

Rund vier Jahre sind seit der letzten Begegnung Vaters mit den Chizzolas vergangen. In diese herzliche Beziehung, die nach wie vor bestand, war nun auch seine Frau Lotte eingeschlossen.

Es war der 14. Oktober 1938. Von Mori aus ging es wieder zurück nach Nürnberg. Mama und Oma Hauk sind unmittelbar nach der Ankunft in Nürnberg des jungen Paares nach Wien abgereist.

Am 20. November schreibt Vater an Mama nach Wien und berichtet neben seine Alltagsgeschichten auch über die Kochkünste und Häuslichkeit seiner Angetrauten und meint: „Mein Frauli ist wunderlieb!“.

Ab Dezember 1938 bis zum 30. März 1939 ist kein Briefwechsel mit Mama vorhanden.

Nach den bisherigen Gepflogenheiten zu schließen, war Mama Anfang Dezember in Nürnberg und hat auch dort die Weihnachtsfeiertage verbracht und ist bis März geblieben. Der kommende Briefwechsel mit Mama in Wien wird ab nun nicht ausschließlich von Sohn Tassilo, sondern auch von Schwiegertochter Lotte gepflegt.

So berichtet sie von der Neuigkeit, dass zu den Osterfeiertagen 1939 ihre Freundin Paula in Nürnberg sein wird. Im Juli will Lotte acht Tage nach Wien kommen.

Vater trägt sich wieder mit Gedanken eines Stellungswechsels. Er teilt dies seinem Chef,

Herrn Miller, mit. Ingenieur Miller will ihn aber unbedingt bei sich behalten, handelt mit ihm einen neuen weitreichenden Vertrag bis 1942 aus und geht die Vorausschau sogar bis zum Jahr 1954.

So verdient Vater im Juli 1939 RM 450.-/Monat, für 1942 sind RM 600.- zuzüglich 3% Gewinnbeteiligung, für das Jahr 1954 sind RM 600.- zuzüglich 15% Gewinnbeteiligung, rd. insgesamt RM 1000.-, vereinbart.

Bedenkt man die seinerzeitige Kaufkraft der Reichsmark, waren die vereinbarten Summen durchwegs ein überdurchschnittliches hohes Einkommen. (Vater zahlt im Jahr 1939 lediglich 10% seines Monatseinkommens für die Miete.)

Eine Vereinbarung bis in das Jahr 1954, rd. über 15 Jahre, ist nach unseren Verhältnissen in der Privatwirtschaft gerade zu undenkbar.

Ab März 1939 hat er im Büro Miller eine vollständige Selbständigkeit und erhält einen Dienstwagen für die Besuche bei den Auftraggebern und Baustellen.

In seinem Brief vom 30. 3. 1939 lässt er auch seine Überlegungen zur Gründung eines eigenen Büros anklingen. Er meint, bis dieser Schritt gesetzt sei, hätte er bei Miller ein sicheres Auskommen.

Mama wird wieder aufgefordert im April nach Nürnberg zu reisen. Sie kommt und ist, nach dem Briefwechsel mit der Verwandtschaft zu

schließen, zumindest im Juli noch in Nürnberg.

Die Besuche reißen bei den Lendenfelds nicht ab.

Anfang August (1939) kommt Lottes Bruder, Onkel Viki zu Besuch. Onkel Viki war damals schon beim Militär.

Viki's Besuch hat Vater zum Anlass genommen, seinen Schwiegervater „Vater Hauk“ telegraphisch zu informieren und ihn aufgefordert „seine Karten zu verfahren und uns aufzusuchen“.

Vater Hauk ist gekommen und es war für ihn die Reise

nach Nürnberg als „Pensionseisenbahner und Regiefahrer“ leicht zu bewältigen.

Sicher war das Kartenspiel nicht der wesentliche Grund seiner Augenblicksreise, konnte er doch mit seinen Kindern, Lotte und Viki und den Schwiegersohn Tassilo und Nürnberg zusammen sein.

Wann würde sich in der nächsten Zeit noch einmal eine solche Gelegenheit bieten?

Tarockspielen war eine Leidenschaft der Familie. Es ist bewundernswert, dass es noch so eine spontane Freude an solchen Handlungen, drei Wochen vor dem deutschen Überfall auf Polen, dem Beginn des zweiten Weltkrieges, gegeben hat.

Es sollte sich nicht mehr wiederholen.

Langsam legt sich der Schatten des Krieges

auch über unsere Eltern und Verwandte.
Der Polenfeldzug führt dazu, dass die für das Militär schon älteren Geburtsjahrgänge 1911 und 1912 einberufen werden.

Vaters Schwester Edith ist noch optimistisch, wenn sie ihre Kriegsprognosen stellt und meint: „...Hoffentlich wendet sich alles zum Guten und die Franzosen tun nicht mit. Wenn der Engländer isoliert ist, bleibt er allein übrig. Nur kein langer Krieg, das wäre nicht schön....“.

Zum besseren Verständnis ist dazu anzumerken, dass Polen mit den Engländern und den Franzosen einen Beistandspakt abgeschlossen hatten, der nun mit dem deutschen Angriff schlagend wurde. Mit der Pakterfüllung erklärte zuerst England dem Deutschen Reich den Krieg.

Die Franzosen waren mit der Kriegserklärung noch abwartend.

Ein direkter Landkrieg mit England war für die Deutschen schon geographisch schwer möglich, jedoch waren die englischen Truppen in Frankreich stationiert.

Ein deutscher Überraschungsangriff gegen Frankreich sollte auch die englischen Landstreitkräfte besiegen.

Auch Vater musste Ende Oktober 1939 zur „Musterung“. Er berichtet in seinem Brief an Mama: „Ich bin volltauglich, d.h. kriegsdienstverwendungsfähig und bin Ersatzreser-

ve 1. Auf meinen Wunsch bin ich zum Eisenbahnpionier vorgeschlagen. Einerseits kann ich dabei meine Kenntnisse verwenden und andererseits bin ich dem unmittelbaren Kampf entrückt,meistens nicht im unmittelbaren Feuer...“.

Seine militärische Gutgläubigkeit, gerade in dieser Zeit, ist schlicht erschütternd.

Hat er nicht die Wehrmachtsberichte über Polen gehört oder gelesen?

Hier wurden die Angriffe der Luftwaffe und deren Erfolge gelobt. Damit gab es kein Hinterland an der Front.

Auch die Engländer hatten eine Luftwaffe und warum sollte diese die deutschen „Eisenbahnpioniere“ verschonen? Ein Luftangriff lässt an Unmittelbarkeit nichts zu wünschen übrig.

Man sollte Vater jedoch nicht nur eine Gutgläubigkeit unterstellen.

War es vielleicht seine Absicht, mit seinen Äußerungen zu den Eisenbahnpionieren seine Mutter in Sicherheit zu wiegen, sozusagen –„es wird schon nichts passieren...“?

Möglich wäre es, dass dies seine Absicht war.

Die Musterung war nun vorbei und damit war Vaters Soldatendasein in greifbarer Nähe.

Es nähert sich der 12. 11. 1939, Vaters 28. Geburtstag, auch ein Anlass seiner lieben Mama einen Brief zu schreiben. Er berichtet voll Freude, wie schön ihm sein „Frauli“ den

Geburtstag gestaltet hat. Am Abend ging er ins Theater zu Schillers „Kabale und Liebe“. Er vergisst auch nicht das politische Großereignis der letzten Tage zu erwähnen.

Am 8. 11. 1939 ereignet sich das Attentat auf Hitler, im Münchner Bürgerbraukeller. Hitler blieb unverletzt. Vater schreibt darüber: „Wir hörten im Radio die Führerrede im Bürgerbraukeller und waren über das Attentat aufs Tiefste erschrocken. Die Vorsehung hat es mit ihm und mit uns gut gemeint. Hoffentlich findet man die Täter“.

Eine grauenvolle Zeit. Nicht einmal der begonnene Krieg hat den Nimbus Hitler etwas anhaben können oder hat er diesen noch verstärkt.

Der Krieg rückt auch für Vater näher.

Am 26. November 1939 wurde er zu einer Parteiversammlung beordert und mit einer Reihe anderer junger Männer zur vormilitärischen Erziehung in eine SA-Hauptmannschaft eingeordnet.

Was soll`s, die Freude von Tassilo und Lotte Weihnachten nach Wien zu fahren und die Feiertage mit der Großfamilie zu verbringen, ist doch größer, als jede vormilitärische Ausbildung.

Anfang Jänner 1940 sind die Lendenfeld`s wieder in Nürnberg.

Im neuen Jahr war die Aufforderung zur Teilnahme an den Wehrmannschaftskursen der SA wieder gekommen.

Die Kurse sind jeden Mittwoch, sowie jeden ersten und dritten Samstag im Monat. Die Kursdauer beträgt 3 Monate. Die Kursteilnehmer lernen das Gewehr kennen und handhaben. Am ersten Kurstag wurden zusätzlich noch zwei Marschlieder gelernt.

Vater hat vom ersten Kursabend einen guten Eindruck erhalten.

Das Privatleben verläuft ruhig in geregelten Bahnen.

Die Eltern gehen oft ins Kino und Theater. Im Berufsleben gibt es keine Neuigkeiten. So wird es auch in der nächsten Zukunft bleiben.

Ende Jänner, an einem Sonntag, erhielt Vater gleichzeitig mit etwa 25 anderen jungen Leuten, die Mitgliedskarte der NSDAP.

Unsere Mutter hat sich in der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt engagiert.

Es scheint der Krieg macht sich in Wien mit der Versorgung schon bemerkbar. Im Brief vom 30. 1. 1940 an Mama macht sich Vater schon Sorgen um den Kohlenbedarf für seine Mama. Bis zum 13. Februar dürfte das Kohlenproblem noch nicht gelöst worden sein.

In Nürnberg verläuft das Leben ruhig. Tassilo's Mutter ist in Wien. Aus dem Briefwechsel ergeben sich keine Neuigkeiten.

Aus dem Brief vom 25. 2. 1940 an die Mama geht hervor, dass der „Führer“ in seiner Rede wieder Großartiges angekündigt hat.

Vater hat im Büro einen Fabrikbau zu berechnen.

Vaters Wunsch, mit seinem Freund und Kollegen Bruno nach dem Krieg in Wien ein Büro zu eröffnen, ist am 20. März 1940 nach wie vor aufrecht.

Im Laufe des Krieges werden die für die Rüstung notwendigen Metalle Mangelware.

Bei einer Metallsammlung spendeten die Eltern „die Leuchten von Lottes Klavier, weiteres die Stehlampe, die ich seinerzeit von Onkel Carl erhielt, und - bitte sei nicht böse - Dein Mörser ist geopfert...“. Also Mamas Mörser. Vater meint dazu, die Spende sollte ja ein Opfer darstellen und alles nur irgendwie Entbehrliche erfasst werden. Nun denn, es lebe der Idealismus!

Natürlich melden die Radionachrichten die wunderbaren Erfolge von der Besetzung Dänemarks und Norwegens durch die deutschen Truppen.

Vater meint, durch diese Maßnahme wird den Engländern wohl ein gewaltiger Strich durch die Rechnung gemacht werden.

Seine Arbeit im Büro beschreibt Vater als äußerst interessant.

Nachdem der Baustahl kriegsbedingt zur Mangelware geworden ist, müssen für schwere Lasten wieder Gewölbedecken hergestellt werden, welche ohne Verwendung von Baustahl berechnet und gebaut werden müssen.

In seinem Brief vom 5. Mai 1940 an Mama ist Vater noch immer zuversichtlich, dass der

Krieg ein gutes Ende für Deutschland nehmen wird. Durch ein deutsches Flugzeug wurde binnen einer Minute ein englisches Schlachtschiff versenkt.

Glaubt man an diese Meldung, ist die Versenkung des Schlachtschiffes ein technisches Wunder.

„Ich glaube fest daran, dass bei dieser Entwicklung die vollkommenen Vernichtung Englands nicht allzu weit ist und damit auch das Ende des Krieges....“ - schreibt Vater.

Ja, der Propagandaminister Dr. Goebbels war schon ein Meister seines Faches. Heute würde man ihn als Medienzampano bezeichnen.

Nun ist es Anfang Mai. Mama sitzt schon den ganzen Winter in Wien und kriegt nun die Einladung wieder nach Nürnberg zu kommen.

Vor dem 14. Mai soll das Reisen von Wien nach Nürnberg problematisch gewesen sein. Die Ursachen sind nicht bekannt.

Vater schreibt: „komme und verbringe den Sommer bei Deinen Kindern...!“

Bald werden sich die privaten Ereignisse überstürzen.

Ereignisse, die bisher verschwiegen wurden.

Es dürfte etwa Mitte Juni 1940 gewesen sein, als Mama in Nürnberg angekommen ist.

In seinem Brief vom 19. August 1940 lüftet Vater das Geheimnis um die Verschwiegenheit.

Er schreibt: „Mama hat erst bei ihrer Ankunft in Nürnberg gesehen, wie es um Lotte stand...“.

Lotte war hochschwanger und das hat die Mama bis zu ihrer Ankunft in Nürnberg nicht gewusst. Auch die Verwandten waren nicht informiert.

Nach der Überlieferung dürfte unsere Mutter von dem Aberglauben beseelt gewesen sein, dass das Weitersagen und die Gespräche über eine Schwangerschaft ein Unglück für das werdende Kind sein könnten.

Dies steht im Zusammenhang mit einem nicht näher bekannten Unglücksfall einer Cousine unserer Mutter, welche ein Kind verloren hat.

Dass diese Überlieferung auf Wahrheit beruht, ist darin begründet, dass die Schwangerschaft im Briefwechsel mit der Verwandtschaft nie erwähnt wurde.

Wie dem auch sei, am 8. August 1940, 12 Minuten nach Mitternacht, war es soweit.

Der Erstgeborene Sohn war auf die Welt gekommen, gesund, munter und war Wolfram genannt.

Auch Mutter Hauk war zur Geburt in Nürnberg und hat die ersten Schritte der jungen Mutter unterstützt.

Wolfram hat als Willkommensgruß gleich ein Kriegserlebnis geschenkt bekommen.

In den ersten Nächten nach seiner Geburt war auch schon der erste Luftangriff auf Nürnberg. Mama war in einer recht freundlichen Pension, in der Umgebung Nürnbergs, untergebracht und Großmama Hauk folgte ihr am 25. August nach.

Beide dürften etwa Mitte September miteinander zurück nach Wien gefahren sein.

Der kleine Wolfram war, wie könnte es anders sein, der Stolz seiner Eltern und hat brav zugenommen.

Am 14. Oktober wog er schon 5,45 kg.

Vater ist seiner Zeit weit voraus und gleichberechtigt. Am Sonntag badet er den Kleinen und versucht sich auch im Wickeln.

Die Tage verlaufen regelmäßig, jedoch häufen sich die Fliegerangriffe und der Gang in den Luftschutzkeller.

Am 9. 12. 1940 schreibt Tassilo an Mama, er trägt sich mit dem Gedanken zu den Weihnachtsfeiertagen nach Wien zu fahren. „Ich will am 24. um 11 Uhr hier abreisen und bis zum folgenden Sonntag in Wien bleiben...“.

Er erwähnt: „ob es gelingen wird, weil zu dieser Zeit die Schnellzüge nur von jenen Leuten benützt werden dürfen, welche eine Dringlichkeit vorweisen können“.

Auch die allgemeine politische Situation wird täglich unangenehmer. Im Brief vom 13. 12. 1940 warnt Vater Mama: „ Wenn Du Frau Weiß wieder treffen solltest, dann weiche ihr aus. Es kann für Dich sehr unangenehm werden, Dich mit einer Jüdin gemeinsam zu sehen....“!

Jeder Kommentar erübrigt sich. Armes Deutsches Reich.

Vaters Reise nach Wien ist gelungen. Es war

Es war für lange Zeit sein letzter Besuch in Wien. Am 7. 1. 1941 ist er wieder in Nürnberg. Die Tage in Nürnberg verlaufen im üblichen Tagestrott.

Oftmalige Kino- oder Theaterbesuche bringen Abwechslung in den grauen Alltag.

Die ganze Freude ist Sohn Wolfram, der die Eltern mit seinen Fortschritten beeindruckt. Er ist ihr ganzer Stolz.

Am 3. Februar 1941 hat Vater wieder eine besondere Neuigkeit: Die Familie wird zum Autobesitzer. „....vor wenigen Tagen haben wir die Bestellnummer für unseren K.d.F. - Wagen bekommen. Sie lautet 2432. Ich bin neugierig, wie lange es nach dem Krieg dauern wird, bis der Wagen tatsächlich bei uns ist...“.

Zu dieser Freudenmeldung ist zum besseren Verständnis hinzuzufügen:

Der K.d.F. = „Kraft durch Freude Wagen“ ist der Volkswagen, der später berühmte Käfer, welcher erstmalig 1937 vorgestellt wurde.

Die NS-Organisation „Kraft durch Freude“ war ein politischer NS Freizeitverein, welcher überwiegend die Freizeitgestaltung, Urlaube und ähnliches für die Arbeitnehmer organisiert hat.

Der K.d.F. Wagen sollte in erster Linie der deutschen Familie als Freizeitvergnügen dienen und wurde daher auch nach der Bestellung von der K. d. F. die Zuteilung vorgenommen.

Im Falle unserer Eltern dürfte die „Zuteilung“ um einige Jahre verschoben worden sein, denn erst 1958 haben sie sich einen gebrauchten VW-Käfer, „ohne Hilfe der K.d.F.“ gekauft.

Der Krieg greift nun schon empfindlich in das Leben der Bevölkerung ein.

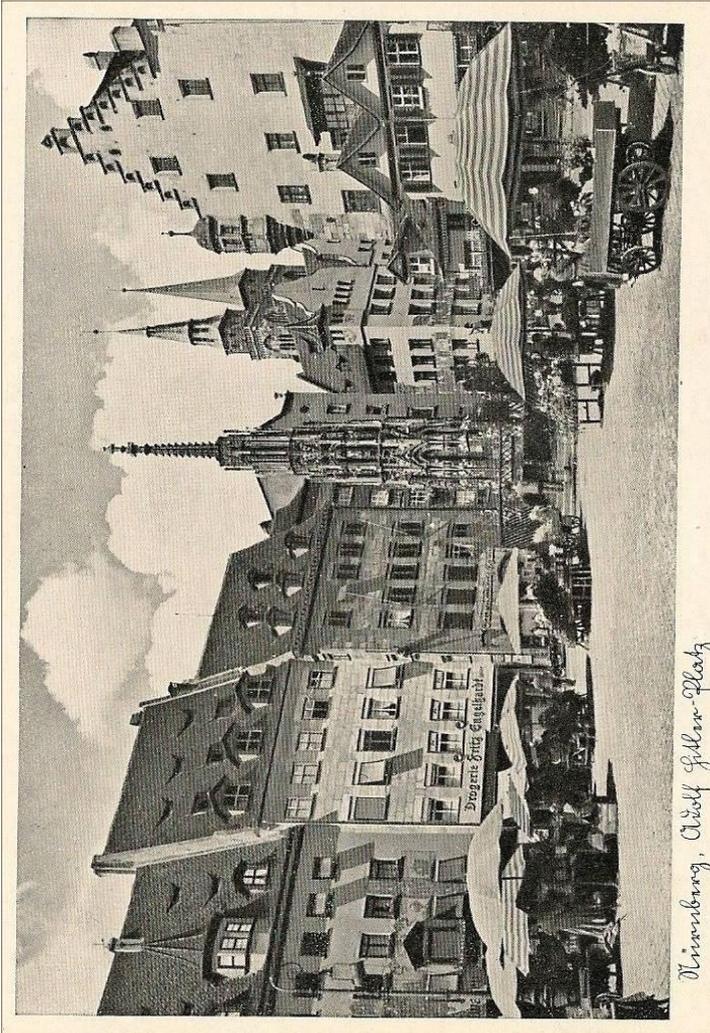
Die Eltern brauchen einen Kindersportwagen für Wolfram.

Ein derartiges Wagerl ist nur mehr mit größter Mühe und wenn, dann nur gebraucht zu beschaffen.

Die Männer, welche noch nicht zum Militär eingezogen worden sind, werden zu Hilfsdiensten im Zivilschutz eingeteilt. Vater muss das Amt eines Luftschutzbaubearbeiters übernehmen. Über die Aufgaben des Luftschutzbaubearbeiters teilt Vater uns nichts mit. Vermutlich dürfte es sich dabei um die Eignungsprüfung luftschutztauglicher Keller und ähnliches gehandelt haben.

Trotz der schlechten Zeit plant Mutter mit Wolfram für Anfang Juni einen Besuch in Wien.

Jedoch die Ereignisse überstürzen sich wieder einmal.



Nürnberg, Adolf Gieseler-Platz

14. in Nürnberg 1937



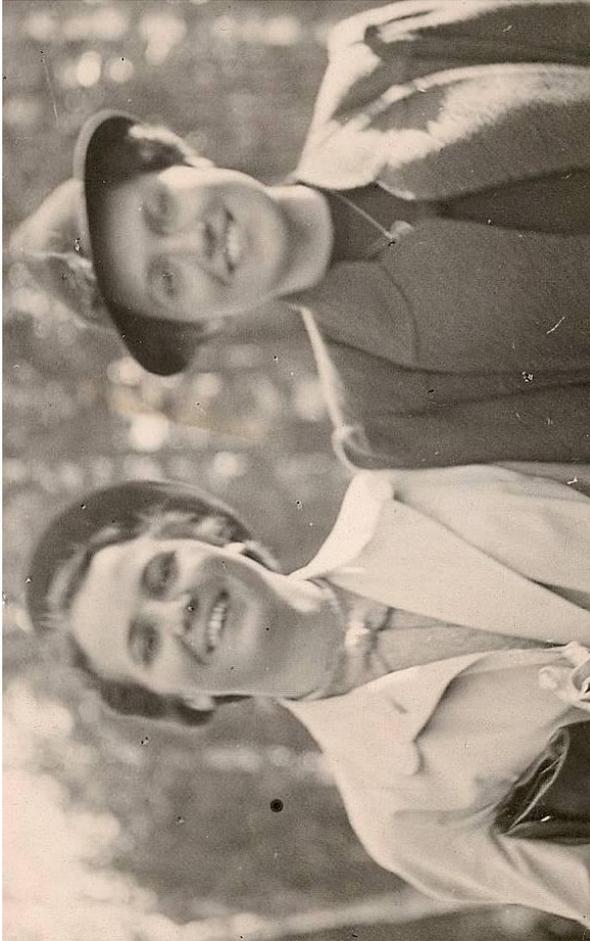
15. Hochzeit in Wien 1938



16. Tassilo 1939



17. Weihnachten 1939; sitzend: Oma Hauk, Mama;
v.l. Tassilo, Lotte, Viki, unbek., Opa Hauk



18. *Paula und Lotte* 1939



19. Tante Hansi, Onkel Viki



20. Mutter Lotte mit klein Wolfram
Dez. 1940

BEI DER DEUTSCHEN WEHRMACHT

1941 – 1943

Im April 1941 hat Vater seinen Einberufungsbefehl zur Wehrmacht erhalten. Er muss am 1. Mai nach Würzburg einrücken.

Vater war damals 30 Jahre alt.

Sein Chef, Ing. Miller, wollte ihn nicht gehen lassen und versucht bei der Wehrmacht seine Freistellung für die Bauleitung kriegswichtiger Bauvorhaben in der Heimat zu erwirken.

Dies war vom Grundsatz her möglich, jedoch blieben Ingenieur Millers Bemühungen ohne Erfolg. Deutschland brauchte viel notwendiger Soldaten.

Nach dem Brief Lottes an ihre Schwiegermutter nach Wien hofft sie, dass Tassilo nach der Grundausbildungszeit von 6 - 8 Wochen wieder nach Nürnberg zurückkommen wird.

Lotte ist sich mit dieser Hoffnung nicht so sicher und äußert sich auch dahingehend: „wir müssen aber damit rechnen, dass er noch ir-

gendwo eingesetzt wird und längere Zeit beim Militär bleibt...!“

Wer hat von den gutgläubigen Deutschen gehört, dass Hitler den Krieg gegen Russland schon längst vorbereitet und für den 22. Juni 1941 um 3⁰⁰ früh den Angriff befohlen hat?

Somit waren Mutters Hoffnungen zerstört und ihre Vermutung zur Gewissheit geworden. Vater wurde unmittelbar nach seiner Ausbildung an der Ostfront eingesetzt.

Noch einmal zurück nach Würzburg.

Wie aus seinen Briefen hervorgeht, hatte er mit der militärischen Grundausbildung keine größeren Probleme, im Gegenteil, sie dürfte ihm sogar gefallen haben.

Es war vorhersehbar, dass Vater als Maturant und Akademiker die Ausbildung zum Reserveoffizier angeboten wurde.

Als Patriot wie er war, hat er das Angebot zur Reserveoffizierslaufbahn angenommen.

Damit war er noch längere Zeit in Würzburg stationiert.

Würzburg ist nur etwa 100 km von Nürnberg entfernt.

Entsprechend dem Ausbildungsplan gab es alle 14 Tage einen „Wochenendurlaubsschein“. Somit konnte er doch regelmäßig seine Frau und den kleinen Sohn in Nürnberg besuchen und freute sich besonders über die Spielstunden mit Wolfram, der sich zur Zufriedenheit seiner Eltern entwickelte.

Der Weg von Mutter und Kind nach Würzburg hat sich doch als zu beschwerlich erwiesen.

Der üblich dichte Briefwechsel mit Mama in Wien, wurde nun von Lotte übernommen, welche überwiegend über die Alltagsorgen schreibt.

Am 18. August 1941, kurz vor ihrem Geburtstag, schreibt Vater aus Würzburg einen Brief an Mama.

Er teilt mit, dass er nunmehr beim Offizierslehrgang eingeteilt ist und vermutlich noch bis Ende September in Würzburg sein wird.

Seine Freude an der Wehrmacht dürfte zu dieser Zeit etwas gedämpft sein. Er schreibt: „schreibe mir doch wieder und lange, ich stelle mir so vor, ich bin wieder bei Dir zu Hause und kann wieder einige Minuten lang auf meine jetzige, weniger schöne Umgebung, vergessen...“. Ferner meint er auch das Militär wird vorüber gehen und ich werden vor Euch noch als Leutnant dastehen, ohne es gewollt zu haben und ohne einen Funken an Begeisterung für die Stellung. Das lustigste ist dabei, dass ich bei dem Lehrgang, ohne es zu wissen, trotz notorischer Faulheit ein Lob ums andere habe, während mancher andere sich vergeblich bemüht. Lediglich meine Haltung ist ihnen zu wenig soldatisch, nun ja gemütlich. Bei meinem Vortrag, den ich heute halten musste, wurde mir sogar gesagt, ich soll aufpassen, um nicht dem (Hans) Moser zu sehr nachzugeraten...“.

Der Stil und seine Äußerungen in diesem Brief sind im Vergleich zu den anderen Briefen im gewissen Sinn etwas seltsam. Sonst erzählt er, oder berichtet sachlich die Ereignisse um ihn und sein Umfeld, so entsteht hier der Eindruck, er würde in sein Inneres hineinschauen lassen.

Wir kennen ihn doch als Menschen, dessen Streben es war, die an ihn gestellten Aufgaben immer hundertprozentig zu erfüllen, so ist es doch etwas eigenartig, dass ihm die Ausmusterung zum Reserveoffizier nichts bedeutet hätte.

War es anlässlich des 71. Geburtstages seiner geliebten Mama ein Nachdenken über die vergangenen Lebensjahre?

Er wird geradezu sentimental, wenn er zum Schluss seines Briefes schreibt: „Beginn noch einmal jung zu werden und zähle die noch kommenden September nicht. Es sollen noch recht, recht viele und hoffentlich recht schöne für uns werden...“.

In seinem Brief vom 22. 9. 1941 an die Mama ist er wieder der Alte und steckt alle Sentimentalität weg.

Wir erfahren, dass unsere Mutter mit Wolfram nach Wien gefahren ist und sich dort recht wohl fühlt.

Vater hat den Offizierslehrgang beendet und wird als Hilfsausbildner eingesetzt. Die auszubildenden Rekruten kommen am 1. Oktober.

Somit ist Vaters Bleiben in den nächsten Wochen in Würzburg gesichert.

Am 15. 10. 1941 war Vater wieder einmal in Nürnberg. Klein Wolfram ist ihm entgegen-gelaufen und hat „Papa, Papa“ gerufen. Was kann einen Vater, wenn er nach langer Zeit wieder nach Hause kommt, schöneres passieren? Die beiden haben dann zusammen 1 Stunde lang gespielt.

Mutter schreibt an Mama über eine nächtlichen Fliegeralarm, am 22. Oktober 1941. Bezeichnend sind die letzten zwei Briefsätze: „Tante Leo will mir für Wolfram ein Steigerl Äpfel schicken. Brauchst Du Knoblauch? Hier bekommt man welchen...“. Es machen sich bereits die Mängel der Kriegswirtschaft bemerkbar.

Mitte November wird Vater von Würzburg verlegt. Er kommt nach Regensburg, Dort wird ein Truppentransport für die Ostfront zusammengestellt.

Am 19. 11. 1941 schrieb Vater aus Regensburg, dass der Transport von Warschau nach Minsk und dann mit unbekanntem Ziel weitergehen wird.

Die folgenden Briefe, welche Vater nun von der Ostfront schreibt, enthalten keine Ortsbezeichnungen mehr und sind nur mit „im Osten“ bezeichnet.

Der Briefwechsel ist weitgehend allgemein gehalten und auf die persönlichen Befindlichkeiten abgestellt.

Dies ist nicht eine Marotte unseres Vaters, sondern militärische Vorschrift gewesen. Dazu gehörte auch die sogenannte Feldpostnummer. Vater war daher von seiner Familie nur unter Angabe des Dienstgrades, Namen und der Feldpostnummer 41075 brieflich zu erreichen. Der Grund hierfür: Unverfängliche Allgemeintexte und geheim gehaltene Adressen, besser gesagt Aufenthaltsorte, sind für die militärische Abwehr des Gegners unergiebig.

Immerhin musste auch damit gerechnet werden, dass Posttransporte in die Hände des Feindes fallen und militärisch ausgewertet werden können.

Für das Schreiben seiner Erinnerungen, hat Vater über seine Zeit in Russland eine Art Reisekarte nachgezeichnet und teilweise militärstrategische Eintragungen gemacht.

Ohne diese, seine Hinweise, wäre es nicht möglich, seine Kriegszeit in Russland nachzuvollziehen.

Der erste Brief „im Osten“ wurde am 7. 12. 1941 an Mama geschrieben.

Minsk war also ein Zwischenziel und ist Vater Anfang Dezember nach Orel gekommen.

Im Großraum Orel befanden sich jene Truppen, deren Stoßrichtung für den Raum und Eroberung Moskau's vorgesehen war. Von Orel führte der Weg nordöstlich zur Stadt Tula. Weiter ging es Richtung Osten nach Novomoskovsk.

Von dieser Stadt beträgt die Luftlinie zum nördlich. gelegenen Moskau lediglich 180 km. Die deutschen Truppen haben die Stadt Novomoskovsk noch eingenommen und gelangten über diese noch etwa 50 km weiter hinaus.

Hier war das Ende des deutschen Vorstoßes. Die russische Armee hat den Vorstoß aufgehalten und wurden die Deutschen durch die Schlacht oder Kampfhandlungen in Raum Kimowsk zum Rückzug gedrängt. Diese Kampfhandlungen dürfen sich Ende 1942 zugetragen haben.

Vater wird als Pionier des 2. Pi. Btl.10 am 29.1. 1942 mit dem Eisernen Kreuz *II. Klasse* ausgezeichnet.

Er gibt uns über seine militärische Leistung, für die er das EK II verdient hat, keine Auskunft. Es muss jedoch eine beachtliche Leistung gewesen sein, denn für einen einfachen Soldaten, wenn auch Offiziersanwärter, war die Auszeichnung mit dem Eisernen Kreuz nicht gerade alltäglich.

Die Verleihungszeremonie war am 8. 3. 1942.

Nach den verlorenen Kampfhandlungen haben sich die deutschen Truppen wieder bis Orel zurückgezogen, sogar darüber westlich hinaus, bis in den Raum um Karacev-Brjansk.

Hier dürfte es wieder zu größeren Kampfhandlungen gekommen sein.

Vater haben diese Kämpfe, in welcher Form auch immer, einen Eindruck hinterlassen, er

hätte sie sonst nicht in seine Karte eingetragen.

Wann sich diese Kämpfe zugetragen haben ist leider mit den vorhandenen Unterlagen nicht festzustellen.

Mitte März 1942 ist in „Vaters Bereich“ an der Front merklich eine Erholungspause eingetreten.

Am 1. März wurde er zum „Gefreiten“ befördert. Vater ist dem Kompanietrupp, vergleichbar mit einer Bundesheer-Stabskompanie, zugeteilt.

Seine Aufgaben sind Planungsarbeiten für einen Bunker und Stellungsbauten.

Im Zusammenhang mit seinen Aufgaben, wenn auch etwas später, kriegt Vater ein Anerkennungsschreiben des Kommandierenden Generals vom LVI. Pz. Korps.

„für die aufgewandte Mühe bei dem Entwurf eines Wohnbunkers, sowie Ihre wertvolle Mitarbeit an dem zurzeit äußerst wichtigen Stellungsbau, spreche ich Ihnen meine Anerkennung aus.

Die Zeichnung habe ich vervielfältigen und allen Divisionen zur weiteren Verwendung zugehen lassen....“.

Die Anerkennung eines Kommandierenden Generals dürfte ihm etwas mehr bedeutet haben, als die Verleihung der Medaille „Winterschlacht im Osten 1941/42“, dem im Soldatenschargon genannten „Gefrierfleischorden“, den er am 20. 7. 1942 erhalten hat.

Diese Verleihung hat er in seinen Aufzeichnungen nicht erwähnt.

Vom 1. 4. 1942 existiert ein Brief, bezeichnet mit „Brief von Tassilo“. Er berichtet von Kampfhandlungen mit Panzern, über seinen Auftrag an den russischen Linien einen Bunker auszusprengen. Eine winterliche Schneedecke ist am 1. April noch vorhanden. Der Bericht ist unverfänglich.

Abgesehen der Kampfhandlungen, von denen Vater im Brief vom 1. 4. 1942 berichtet hat, dürfte sich die Lage in seiner Umgebung beruhigt haben.

Das Familienleben ist vom Tod Tante Leo, Mama's Schwester, überschattet. Sie ist Anfang Juni 1942 an Krebs gestorben.

Vaters Schwester Edith schreibt am 18. 6. an Mama, dass die Testamentseröffnung schon einige Überraschungen gehabt hat. Tassilo hat ein Drittel des Wiener Hauses (Neubaugasse 81) geerbt.

Vater hat vom Tod der Tante Leo erst verspätet erfahren und erkundigt sich noch am 23. 6. 1942 nach ihrem Befinden.

Am 6. 7. 1942 erfährt er vom Tod seiner Tante und seinem Erbe. Er bedauert den Tod seiner guten Tante und meint, Schwester Edith hat recht, der Hausanteil ist tatsächlich ein guter finanzieller Grundstock für seine künftige berufliche Selbständigkeit in Wien.

Vater wartet noch immer auf die Überstellung zu dem Offizierslehrgang.

Der Brief vom 30. 7. 1942 weist darauf hin, dass es zwischen dem Briefwechsel Sohn und Mutter Unstimmigkeiten gibt.

Mama dürfte geschrieben haben, sie glaubt nicht, dass es ihrem Sohn an der Front so gut geht und so ruhig lebt, wie er sich immer mitteilt.

Im Antwortschreiben gibt er seiner Mama teilweise recht, kann aber nicht alles schreiben. Jedoch meint er auch, dass die Kampfplätze sich nicht pausenlos aneinanderreihen. Er will auch nicht schreiben wie „meine armen Kameraden ihr Leben oder ihre Gesundheit einbüßen“.

Wie dem auch immer sei, so gut dürfte es ihm doch nicht gegangen sein. Die Lichtbilder aus dieser Zeit zeigen einen doch sehr ausgezehrten Soldaten in trister Umgebung.

Natürlich schreibt er in seinen Briefen über die ausreichende Versorgung mit Essen und Trinken, anders konnte und durfte er nicht schreiben.

An seinen Landschaftsbeschreibungen merkt man, dass er als Soldat nicht seelisch abgestumpft ist und sich noch an den Schönheiten der russischen Landschaft erfreuen kann.

Auch die nationalsozialistische Propaganda erfreut sein Herz, wenn er meint: „Wenn das riesige Land einmal unter deutscher Führung erschlossen sein wird, dann wird Europa ein

richtiger Kontinent sein und so gesehen ist` s auch gut, dass der Krieg mit Russland kam, weil er einmal den letzten möglichen unserer Gegner vernichtete und andererseits eine neue Lebensmöglichkeit schuf...“.

Er glaubt auch an die baldige siegreiche Beendigung des Krieges im Jahr 1942.

Das Drama Stalingrad war schon in greifbarer Nähe, aber das dürfte Vater nicht gewusst haben.

Aber für die Propaganda war dieses Drama selbst nur ein Verkehrsunfall und damit auch für die „gläubigen“ Soldaten.

Auch im Juli lässt der Offizierslehrgang nichts von sich hören. Vater ist schon sehr ungeduldig und hört, dass er wieder 3 Monate, bis zu einer Zuteilung, warten muss.

Es ist für ihn ein Trost, dass bei den Pionieren immer wieder Fragen auftauchen, wo er vom „Kleinsten bis zum Größten“ als Berater fungiert und sein technisches Wissen notwendig ist.

Am 28. 8. 1942 war ein Bombenangriff auf Nürnberg und Vater hat berechtigte Sorge um seine kleine Familie.

Er kriegt keine Verständigung und kann nur hoffen, dass alle lebend davongekommen sind.

Erst im Brief vom 27. 9. 1942 lässt er uns wissen: „ ...über meine beiden Lieben in Nürnberg hat ein Schutzengel die Hand gehalten. Die unmittelbare Umgebung war ziemlich mitgenommen“.

Am 10. Oktober 1942 hört Vater, dass es mit der Schule in Berlin ernst wird.

Am 26. 10. 1942 schreibt er den letzten Brief aus „Im Osten“:

Liebe Mama!

Wenn dieser Brief bei Dir eintrifft, dann bin ich wahrscheinlich schon auf der Reise nach Regensburg.“

Am 6. 11. 1942 schreibt er seiner Mama bereits aus Nürnberg und meldet sein Kommen mit Lotte und Wolfram für den 16. 11. 1942 in Wien an.

Vater hat den Ostfeldzug ohne Schramme überstanden. Sein Schutzengel hat mehr als Überstunden gemacht. Sein Russlandaufenthalt hat 11 Monate gedauert.

Zurück vom Urlaub in Wien, finden wir Vater wieder in seiner Stammkaserne in Regensburg. Um den 26. 11. 1942 fährt er schon weiter nach Berlin, kann aber kurz in Nürnberg seine Familie sehen. Viki wurde vom Militär entlassen und kehrt zu seiner beruflichen Tätigkeit nach Berlin zurück.

Im Brief unserer Mutter vom 1. Dezember 1942 erfahren wir, dass Vater samt Familie nach Berlin gefahren ist und alle bei Viki' s Quartierfrau untergebracht sind. Es schienen fast Friedenszeiten ausgebrochen zu sein, denn am „Samstag“ gehen sie in die Krolloper zu Fidelio.

Schon am 8. Dezember schreibt Lotte an Mama aus Nürnberg, dass mit Vaters Kurs in Berlin etwas schief gelaufen sei, denn er befindet sich wieder in Regensburg bei seiner Pionier-Ersatzeinheit. Er hofft, dass er wieder zu seiner Einheit in Russland abgestellt wird.

Mama wird eingeladen, wieder nach Nürnberg zu kommen, weil es ihr wegen des Fußleidens doch schwer fällt, einkaufen zu gehen. Sie hätte eben in Nürnberg bequemer zu leben.

Mama blieb über die Weihnachtsfeiertage in Wien und wird im Neujahresbrief neuerlich eingeladen.

Ende Jänner 1943 hat Vater Glück im Unglück. Vater ist in Regensburg rechtzeitig an Angina erkrankt, sonst wäre er am 22. 1. 1943 nach Russland abgestellt worden.

Vater war in seinem bisherigen Leben immer vom Glück begleitet.

Aber dieses Glück, rechtzeitig eine Angina zu kriegen und nicht nach Russland zu müssen, hat ihm wahrscheinlich das Leben gerettet und uns das Leben gegeben.

Am 30. Jänner meint er, es könne nicht lange dauern und er müsse wieder an die Front. Vater, der als gläubiger Soldat der an die Führung glaubt, studiert die Wehrmachtsberichte und stellt fest, dass im Sommer 1943 in Russland Schluss gemacht wird.

Mitte Februar finden wir ihn immer noch in Regensburg. Es ist notwendig, ihm die Man-

deln zu entfernen, weil eine ständige Entzündung vorhanden ist.

Erst am 9. März 1943 kann er nach Abklingen der Entzündung operiert werden und muss ausschließlich 10 Tage im Krankenhaus bleiben. Zwischenzeitlich besteht wieder leise Hoffnung auf die Kommandierung zu einem Lehrgang, welcher einige Monate dauert, oder muss er doch an die Front?

In Nürnberg gibt es jetzt ständig Bombenangriffe.

Seine Glückssträhne dauert an.

Die Pioniere aus Regensburg wurden von der Stadt Nürnberg zum Notdienst angefordert. Ein eingestürzter Tunnel unter der Eisenbahn ist zu räumen und instand zusetzen. Vater wird nach Nürnberg abkommandiert.

Kann man sich das vorstellen, er schläft jetzt zu Hause, muss jedoch um 5 Uhr fort und ist abends um 19⁰⁰ Uhr wieder zurück.

Aus dem Brief vom 28. 3. 1943 entnehmen wir, dass Vaters Einheit in Russland in schwere Abwehrkämpfe verwickelt ist, während über die von ihm gebaute Notbrücke in Nürnberg die ersten Züge fahren.

Sein Leben ist offensichtlich den Friedenszeiten angepasst und ist die Arbeitsstelle nur eine viertel Stunde von der Wohnung entfernt.

Wäre es nicht Vater, wenn er nicht sofort eine Anschlussbaustelle gefunden hätte.

Mitte April ist er in Maria Orth und baut dort

einen Brunnen für einen Kriegsbeschädigten. Er bekommt die Bewilligung, die Osterfeiertage mit seiner Familie in Maria Orth zu verbringen.

Vater wird im Gasthaus von Maria Orth gut gepflegt und kann dort ohne Abgabe der Lebensmittelmarken essen. Die gesparten Marken schickt er zu Mama nach Wien.

Anfang Mai ist der Brunnenbau fertiggestellt und er hofft auf den Beginn des Lehrgangs.

Bevor er selbst seinen Lehrgang besucht, wird er in Regensburg wieder Soldat und ist Ausbilder bei einem Sonderlehrgang.

Er scheint wieder Geschmack am Leben in der Heimat gefunden zu haben und schreibt am 25. 5. 1943 aus Regensburg: „Ich bin jetzt als Ausbildner bei einem Sonderlehrgang. Mir geht`s eigentlich recht gut. Besonders wenn ich daran denke, dass ich ebenso gut in Russland sein könnte, so muss ich sagen, es geht mir sogar ausgezeichnet. Dadurch, dass ich als Ausbildner an dem Lehrgang teilnahm, geht`s mir vor allem menschlich gut...“.

Nun ist Vater auch schon darüber informiert, dass sein Fahnenjunkerlehrgang am 6. August in Dessau beginnt und bis Ende November dauern wird.

Am 29. 5. 1943 kommt Lotte mit Wolfram nach Regensburg. Die beiden fahren anschließend zu Mama nach Wien.

Am Brief vom 15. 8. 1943 erfahren wir von der

zu erwartenden Bereicherung seiner kleinen Familie. Wenn der Lehrgang beendet ist, hofft er: „...also gerade zur Niederkunft Lottes zu Hause sein zu können“.

Eine Freude, er wird wieder Vater!

Die Bombenangriffe auf Nürnberg häufen sich. Unsere schwangere Mutter hat das Glück, von Nürnberg wegzukommen und ist in der Nähe auf einem Bauernhof untergekommen.

Sie hat damit auch den Vorteil, zu einer guten Verpflegung zu kommen. In den gegenwärtigen Kriegstagen ist dies schon zur Seltenheit geworden.

Die Tage in Dessau-Roßlau sind für Vater ausgefüllt mit den Vorträgen und Schulung im Lehrgang.

Am 9. und 10. Oktober hat er für Nürnberg einen Wochenendurlaub bekommen. Er kann hierfür Züge benützen, welche früher für Soldaten verboten waren. Somit kann er rechtzeitig hin und zurück nach Dessau fahren.

Seine soldatische Karriere macht Fortschritte. Er wurde zum Feldwebel befördert.

Feldwebel wird er nicht zu lange sein, denn mit Ende des Lehrganges ist wieder eine Beförderung fällig.

Vaters Wunsch bei der Geburt seines zweiten Kindes dabei zu sein, ist in Erfüllung gegangen. Gisela ist am 3. 12. 1943 geboren.

Der nunmehrige Oberfähnrich Tassilo v. Lendenfeld, schreibt am 9. 12. 1943 gar nicht sol-

datisch: „Ist es nicht wunderbar, wenn nun tatsächlich Lottes Niederkunft gerade in die Zeit meines Urlaubes fiel, ohne dass ich weder an den einen noch am anderen etwas vorherbestimmen konnte?“

Zu Vaters Abreise von Nürnberg war Gisela schon ein sehr liebes Mäderl.

Wolfram war zur Mutter und zum Schwesterl die Liebe selber.

Als „kinderreicher“ Soldat ist er nun bevorzugt und erhält zu den Feiertagen anstandslos Urlaub.

Mama Hauk ist nach Nürnberg gekommen um der jungen Mutter beizustehen und wird über die Weihnachtsfeiertage bleiben.

Weihnachtsgeschenke gibt es nun im Kriegsjahr 1943 keine mehr.

War der 3. Dezember 1943 zum Freudentag durch die Geburt Giselas geworden, ist der 27. Dezember wieder für sie ein Freudentag.

Unsere Eltern haben in der röm. Kath. Herz-Jesu Kirche in Nürnberg geheiratet!

Heimlich, wie Vater schreibt, nur in Anwesenheit von zwei Pfarrschwwestern als Trauzeugen.

Hat die Nazi Propaganda viel vom Leben unserer Eltern beeinflusst, eines konnte sie ihnen nicht nehmen; den Wunsch, den Bund fürs Leben vor unserem Herrgott zu schließen. Das Standesamt war doch zu wenig.

Gisela und die Heirat waren gerade rechtzeitig.

Am 4. 1. 1944 ist Vater als Leutnant nach Frankreich abkommandiert und auf dem Weg nach Paris.

Vater hatte das unwahrscheinliche Glück, als Soldat 13 Monate in der Heimat zu sein.



21. 1. v.l. Pionier v. Lendenfeld in Würzburg 1941



22. *Winter in Russland 1941/42*

Im Namen des Führers
und Obersten Befehlshabers
der Wehrmacht

verleihe ich dem

Pionier Tassilo von Lendenfeld

2./Pi.Btl. 10

das

Eiserne Kreuz II. Klasse

Div.Gef.St.

, den 29. Jan. 1942

Der Divisionskommandeur
m.d.F.b.:



Herbald

O b e r s t
(Dienstgrad und Dienststellung)

Nr.
des Verzeichnisses der Verleihungsstelle

Druckerei Gen.Stb. XIII. W.R. Nürnberg

23. Eisernes Kreuz

Feldpost



Frau
Mathilde von Lendenfeld

Wien 1171
Obkirchergasse 22

N/0923

Absender:

Gefr. Tambo. Lendenfeld

Postsammelstelle oder Ort

45075

Feldpostnummer oder Straße

24. Feldpostbrief „Im Osten“ 1942

Generalkommando LVI.Pz.Korps
Der Kommandierende General

K.G.St., den 28.9.42

V. Kdr.

An

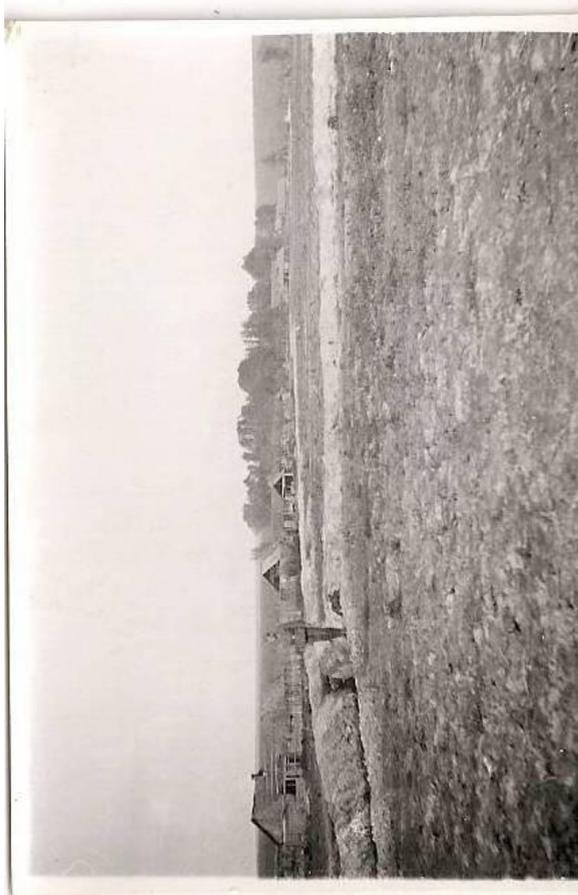
Gefr. von Lendenfeld, 2./Pi. 10

Für die aufgewandte Mühe bei dem Entwurf eines Wohnbunkers sowie Ihre wertvolle Mitarbeit an dem zur Zeit äusserst wichtigen Stellungsbau, spreche ich Ihnen meine Anerkennung aus.

Die Zeichnung habe ich vervielfältigen und allen Divisionen zur weiteren Verwertung zugehen lassen.

Maas

25. „Feldpost“. Der Kommandierende General 1942



26. *Schützengraben in Russland 1942*



27. Rube in Russland 1942



28. Der Gefreite v. Lendenfeld



29. *Der Unteroffizier v. Lendenfeld mit Sohn Wolfram*



30. Geschwister Wolfram und Gisela 1944



31. Die „Familie“ 1944

ENDE UND ANFANG

In Brest – Gefangenschaft in Amerika -
Rückkehr

1943 - 1946

Am 6. 6. 1943 sind die amerikanischen Invasionstruppen an der Atlantikküste in der Normandie gelandet. Südlich vom Landungsgebiet befindet sich die Stadt Brest auf einer Halbinsel.

Brest war einer der wichtigsten Häfen für die deutsche U-Boot-Waffe. Es waren auch dort umfangreiche Werftanlagen für die Instandsetzung der U-Boote untergebracht.

Am 31. 1. 1944 wird Vater zum Leutnant befördert und nach Paris zur Dienstleistung abgestellt. Paris als Abstellungsort ist für ihn wieder ein Trost.

Er sieht es als großes Glück, dass er wenigstens für die Zeit der strengen Kälte nicht nach Russland muss.

Seinen endgültigen Bestimmungsort weiß er noch nicht und ist bis dahin der sogenannten Führerreserve zugeteilt.

Den ersten Brief aus Frankreich hat er am 12. 1. 1944 mit der Ortsbezeichnung „Im Westen“ geschrieben.

Dem Briefftext ist zu entnehmen, dass Vaters Aufenthalt im Raum Brest sein muss.

Es dürfte zu dieser Zeit im Raum Brest relativ ruhig gewesen sein und war Brest von der Hauptstoßrichtung der Invasion abgewendet.

Nach dem Brief vom 16. 1. 1944 ist Vater wieder einige Tage in Paris und meint, ihm geht' s augenblicklich so, wie dem „Herrgott in Frankreich“.

Zurück in Brest stört es ihn, keine Tätigkeit zu haben und er muss sich plagen, den Tag herumzubringen. Die einzige Abwechslung war die Besichtigung eines U-Bootbunkers und eine halbstündige Fahrt auf einem U-Boot.

Es war für ihn sehr interessant ein U-Boot, welches von einer Feindfahrt zurückgekehrt war, beim Einlaufen in den U-Bootbunker beobachten.

Der eifrige Briefschreiber meldet am 26. 1. 1944, er fühle sich sehr glücklich, verurteilt aber das Lotterleben der Franzosen, vor allem die Frauen und stellt fest, Paris sei ein einziges Freudenhaus.

Wenn Vaters Beobachtung auch übertrieben erscheint, dürfte er im Grundsatz schon recht gehabt haben.

Er sieht das Leben der Franzosen aus seinem, durch die Reichspropaganda falsch geschul- ten Blickwinkel.

Die Franzosen konnten sich jedoch mit ihrer schon jahrelangen deutschen Besetzung nie anfreunden.

Die Amerikaner waren in der Normandie gelandet und drängten die deutschen Truppen zurück. Die Verwaltung der deutschen Besetzer, als auch ihre Truppen um Paris, waren in Auflösung begriffen.

Die Franzosen sahen das Ende der deutschen Besatzung nahen, ihre Freiheit lag in greifbarer Nähe.

Mit einem Wort, das Chaos war perfekt. Niemand wusste, was die nächste Zukunft den Menschen bringen wird.

Der Fatalismus hat oftmals manche gesellschaftlichen Regeln gelockert.

Nicht umsonst sind in dieser Zeit die Schlagworte entstanden: „genießt den Krieg, denn der Friede wird schrecklich sein!“

Ein Wort, das Vater unbekannt, zumindest für ihn keine Geltung hatte.

Er lässt uns wissen, seine Aufgaben wären nun recht interessant geworden. Er reist viel mit dem Wagen und Motorrad in der Küstengegend.

Welche Aufgaben er zu erfüllen hat, wissen wir nicht.

Sein Wohlbefinden und sein Aufenthalt an der Küste ist damit am besten dokumentiert, wenn er schreibt: „Sollte mir das Glück beschieden sein, nach Hause in Frieden zu kommen, ich

kann auf alle Reiseallüren verzichten. Ich hab schon so sehr viel gesehen!“

Am 31. 1. 1944 geht er mit „unserem“ Doktor auf Taubenjagd und vielleicht schießen sie auch eine Ente.

Unsere Mutter muss nun jeden Monat RM 87.- nach Frankreich senden.

Mit dem Geld kauft Vater Waren ein, welche es in Nürnberg nicht gibt. Mutter hat schon französische Strümpfe bekommen.

Die Kinder Wolfram und Gisela sind gesund, brav und machen ihrer Mutter viel Freude.

Mit Vaters Brief vom 31. 1. 1944 reißt der Postverkehr wieder einmal ab und es gibt bis zum 8. August 1944 keine Information.

Vielleicht ist der Briefwechsel aus dieser Zeit verloren gegangen.

Wie Vater schreibt, war die „unbeschwerte“ Zeit am 8. August 1944 endgültig vorbei. Die Amerikaner greifen, aus der Normandie kommend, an.

Die im Raum Brest weiträumig verteilten deutschen Truppen wurden um die Stadt zurückgezogen und sollten sich dort verteidigen.

Die Soldaten sind durch das Gelände und die schweren Bunker gut geschützt. Trotz alledem ist ihr Schicksal durch die Übermacht der Amerikaner besiegelt.

Vater ist jedoch zuversichtlich: „Ich bin stolz, nun endlich aus der Lethargie gerissen zu sein, in der Zeit, in der alle Deutschen kämp-

fen und arbeiten, war die Ruhe und der Müßiggang auf Schloss Kerauhout nicht mehr erträglich. Jetzt beginnt wieder sinnvolle Arbeit und Kampf!“

Die Engländer werfen über Brest Flugblätter ab, vermutlich wollten sie damit die deutschen Truppen rechtzeitig dazu bewegen, zu kapitulieren, weil der Kampf aussichtslos ist. Vater: „meine Leute bringen mir die Flugblätter und lächeln bei der Besichtigung, unser Zutrauen auf unsere gute Sache ist viel zu groß. Wir hoffen auch auf den Einsatz unserer neuen Waffen und auf eine Wendung des Kriegsglücks hernach...!“

Somit sieht Vater die Lage ernst, doch keineswegs hoffnungslos.

Liest man diese seine Sätze, ist es sehr eigenartig, dass erfahrene Frontsoldaten an den Einsatz neuer Waffen, die Reichspropaganda nennt sie „Wunderwaffen“, glauben.

Hier zeigt nun die schon Jahre andauernde Propagandaschlacht der nationalsozialistischen Diktatur ihre ungeheure Wirkung, die auch nicht vor den Frontsoldaten halt macht. Natürlich kommt bei Vater noch das Wunschenken hinzu, zu überleben und nicht in Gefangenschaft zu geraten.

Waren seine Briefe von der Front immer auf reine Berichte beschränkt, schreibt er jetzt seine, eher intimen Gedanken über seine Frau, die beiden Kinder, Mutter und Verwandte nie-

der. Es ist ein Dankes- und Liebesbrief an seine Lieben, in dem Vaters Gefühlwelt und Empfinden offenbart wird.

Am 9. August 1944 schreibt er nochmals einen Brief an seine Mutter und Lotte.

Er schildert die Kriegssituation in Brest.

Er hat scheinbar die Aussichtslosigkeit der Lage in Brest nicht erkannt, vielleicht will er es auch nicht wahrhaben, dass es nichts mehr zu gewinnen gibt, außer das nackte Leben zu retten.

Hat sich in ihm die Nazi-Propaganda so hineingefressen, dass er noch immer schreibt: „Gott gebe es, der Zeitgewinn, den die Verteidigung Brest`s unserer Führung geben wird, genug sein wird, um die neuen Waffen fertigzustellen und einzusetzen. Jetzt kommt es nicht mehr darauf an, sondern darauf, dass unser Deutschland frei bleibt und weiterlebt...“.

Leider kann uns die Frage niemand mehr beantworten, ob er das Geschriebene selbst geglaubt oder damit nur falschgläubigen, patriotischen Trotz aufgebaut hat.

Nur er hätte uns dazu die Antwort dazu geben können.

Ganz anders als der scheinbare oder tatsächliche Patriot, schreibt der Mensch Tassilo rührende Abschiedsworte an seine Mutter:

„Ich habe Dir oft Schmerz bereitet und bitte Dich um Verzeihung. Nie habe ich`s gewollt.

Denke ich, dass viele Kameraden in Cherbourg den richtigen Weg fanden, so weiß ich, dass auch ich ihn finden werde. Verlier mir nie die Hoffnung.

Ich küsse Dich mit aller Liebe und Dankbarkeit Mund und Hände

Dein Tassilo

Seine Abschiedsworte sind nicht ausschließlich hoffnungslos, sondern auch mit Optimismus durchsetzt.

Mama soll nicht aufgeben, er kommt durch und wenn es vorläufig die Gefangenschaft ist.

Der Brief an Lotte hat einen Testamentscharakter. Vater teilt sein Hab und Gut zwischen seiner Frau und den Kindern auf. Das Haus, das er in Wien Neubaugasse geerbt hat, sollen die Kinder bekommen. Mit der Verwaltung wird Lotte betraut.

Damit ist er seiner Pflicht als Familienvater nachgekommen. Er rechnet aber damit, der Einkesselung in Brest lebend zu entkommen.

Vater tröstet Lotte und spricht ihr Mut zu. Er schreibt: „Will es das Schicksal, dass ich übers Meer muss, so kann Dich in Monaten wieder Nachricht erreichen. Verzweifle nie! Dass ich Dir diesen Schmerz bereiten muss, ist mein größtes Leid...“.

Die Kapitulation von Brest dürfte sich noch verzögert haben. Der Postverkehr hat noch im-

mer funktioniert. So bleibt ihm die Zeit, den letzten Brief aus Brest, am 11. 8. 1944, zu schreiben:

„Meine vielgeliebte Lotte, lieber Wolfram, liebe Gisela...“!

Nach der nun absolut ernstesten Lage in Brest, wo das Ende nur mehr Stunden dauern kann, sollte man nach der Anrede im Brief meinen, Vater richte noch einige Abschiedsworte, für welche Art des Abschieds auch immer, an seine Familie.

Dem ist jedoch nicht so.

Vater rechnet in diesem Brief mit der Politik der vergangenen Jahre und mit dem Kriegsgeschehen ab.

Er macht das im meisterhaften Stil der Goebbel'schen Propaganda, sodass man daran zweifeln muss, ob er tatsächlich seine eigenen Worte verwendet.

Was hat ihn dazu bewogen, einen derartigen Brief zu schreiben? Will er sich damit Mut für das Kommende machen, oder ist dies schon der Beginn einer Abrechnung mit der Illusion der vergangenen Jahre?

Wie bei der obersten Führung in den letzten Tagen des dritten Reiches, kommt auch bei Vater ein Schuss Wagner'schen Dramatik und Götterdämmerung zum Vorschein, wenn er zum Schluss des Briefes schreibt: „Ich bin dem Schicksal dankbar, dass es mich unter den Größten aller Deutschen kämpfen ließ....“.

Noch ist es nicht soweit, dass Vater erkennen muss, welcher grauenhafter Propaganda und menschlichen politischen Verbrechen er aufgegessen ist.

Diese Erkenntnis verlorener Jahre wird schmerzhaft sein. Er wird diesen Schmerz mit Hunderttausenden teilen müssen, welche ebenso wie er, Mitläufer einer verhängnisvollen Zeit und Politik waren.

Die Kapitulation von Brest ist nicht dokumentiert, jedoch der Weg in die Gefangenschaft. Am 18. 9. 1944 verlässt Vater als Gefangener den Raum Brest und wird vom Ort Crozon abtransportiert. Die Gefangenen wurden auf dem Landweg über Rennes nach Cherbourg gebracht, dort eingeschifft und über den Kanal nach Portsmouth geführt. Quer durch England über Southhampton, Birmingham führte der Weg nach Liverpool.

Von dort ging`s über den Atlantischen Ozean nach den USA.

Der aufwendige Transport der Gefangenen quer durch England erscheint heute seltsam, ist jedoch durch die damalige militärstrategische Situation begründet. Mit dem Eintritt Amerikas in den Krieg wurden Rüstungs- und Nachschub- Güter nach England befördert. Die französischen Atlantikhäfen Brest und La Rochelle waren deutsche U- Bootstützpunkte. Das Anlaufen der amerikanischen Geleitzüge in Südenselischen Häfen im Angesicht der

deutschen U-Boote war sogar noch nach der Invasion zu gefährlich, geradezu undenkbar. Somit war die Westküste Englands mit dem Haupthafen Liverpool die einzige sichere Anlaufstelle für die amerikanischen Schiffe.

Nach der Entladung der Nachschubgüter hätten die Schiffe leer nach den USA zurückkehren müssen.

Es war daher nichts einfacher, als die Gefangenen von der amerikanischen Invasionsfront auf die Schiffe zu verfrachten und nach Amerika abzutransportieren.

Der Schiffstransport führte die Gefangenen nach Boston, wo sie am 9. 10. 1944 angekommen sind.

Von Boston ging es auf dem Landweg über New York, Pittsburgh, Indianapolis, Memphis nach Ruston.

Am 25. 10. 1944 schreibt Vater den ersten Brief aus der Gefangenschaft in Ruston.

Die Bezeichnung Brief ist übertrieben, denn es handelt sich um eine „Prisoner of war Postcard“ in der Größe von 14 x 8 cm mit Zeileneinteilung. Wollte man auf die Postkarte einen Text unterbringen, durfte die Schriftgröße max. 3 mm betragen.

Der Text musste unverfänglich sein, denn die Karte wurde von einer amerikanischen Zensurstelle und bis zum Ende des Krieges noch von einer deutschen Zensurstelle geprüft.

Die Zeitdauer einer Briefsendung war damit

ungewiss und stiftet in den vorhandenen Unterlagen Verwirrung.

Schreibt Vater bereits am 25. 10. 1944 aus der Gefangenschaft nach Wien an seine Mutter, so erfährt Lotte vermutlich erst am 30. 11. 1944 offiziell von der Gefangenschaft und schickt ein Telegramm an die Schwiegermutter nach Wien: „Tassilo unverwundet in Gefangenschaft Lotte!

Der Briefwechsel von Nürnberg und Wien in die amerikanische Gefangenschaft dürfte, aus welchen Gründen auch immer, nicht funktioniert haben.

So schreibt Vater sorgenvoll am 29. 12. 1944 aus Dermott: „von niemanden habe ich Nachricht...“.

Die in den Dokumenten erhaltenen Briefe sind ausschließlich an „Mama“ gerichtet. Auch der Suchdienst vom Deutschen Roten Kreuz wurde am 29. 10. 1944 von Frau Mathilde v. Lendenfeld bemüht.

Es ist mehr als unwahrscheinlich, dass Vater nicht zuerst ein Lebenszeichen an unsere Mutter gesendet hätte. Vielleicht hat Mutter diese Briefe nicht gesammelt, oder sind diese in den Kriegswirren verloren gegangen.

Wie dem auch sei, Hauptsache Vater lebt und ist gesund und auch in der Gefangenschaft wieder aktiv.

Am 25. 10. 1944 schreibt er, dass er ab 1. November Unterricht in der techn. Lagerschule

hält. Der Unterricht soll Schülern und Lehrern nützen und die Zeit vertreiben.

Am 4. 11. 1944 lässt er uns aus Ruston wissen, dass er soeben einen Brief an Lotte gesandt hat. Hinsichtlich seines Befindens möge sich Mama vorstellen, er sei wie einst in der Bundeserziehungsanstalt. Im Lager befinden sich viele Wiener.

Vom Lager Ruston wurde er nach Jerome/Arkansas und schließlich nach Dermott/Arkansas verlegt.

Die Lagerschule dürfte ein voller Erfolg gewesen sein. Der erhaltene Stundenplan lässt auf einen aufwendigen Unterricht schließen.

Vater hat sich auch mit Entwurfsarbeiten beschäftigt.

In den Dokumenten ist ein Einfamilienhaus Entwurf erhalten, der in seiner Raumkonzeption nach 65 Jahren den heutigen modernen Bedürfnissen vollkommen entspricht.

Im Jahr 1945 hätte man den Entwurf als Herrenhaus bezeichnet. Vater hat von diesem Entwurf auch ein koloriertes Schrägbild gezeichnet. Am Gehsteig geht eine Frau mit rotem Mantel und Hut bekleidet. Sie schiebt einen Kinderwagen vor sich her. An ihrer linken Seite geht ein etwa 5jähriger Bub, der sich an der Kinderwagenstange anhält.

Es ist äußerst schwer zu raten, wer hier vor dem Haus in Aquarell verewigt wurde. Übrigens: Vater hat das Haus „Lotte“ genannt!

Zurück in Österreich hat Vater in St. Pölten noch einmal ein Haus „Lotte“ geplant. Dieser Haustyp ist wesentlich einfacher ausgefallen. Seine Ideen zum Haus Lotte aus der Gefangenschaft hat er in späteren Jahren, wenn auch in abgeänderter Form bei den Einfamilienhäusern in Enns und Neulengbach verwirklicht.

Mit dem Brief von Dermott am 29. 12. 1944 enden die Dokumente aus der Gefangenschaft. Wie es weiter gegangen ist, lassen wir Vater in seinen Erinnerungen selbst erzählen.

Ein wichtiges Dokument ist noch zu erwähnen: Der Entlassungsschein!

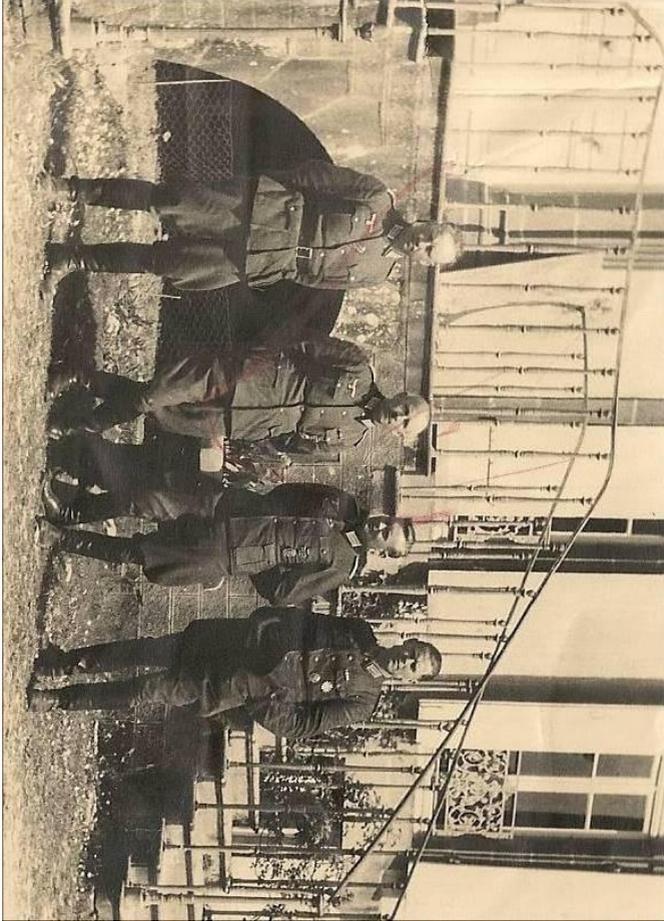
Im Punkt 3 dieser Urkunde ist zu lesen:

„Die Person, auf die sich obige Angaben beziehen, wurde am 6. April 1946 aus der Army, gemeint ist die deutsche Wehrmacht, Heer, entlassen.

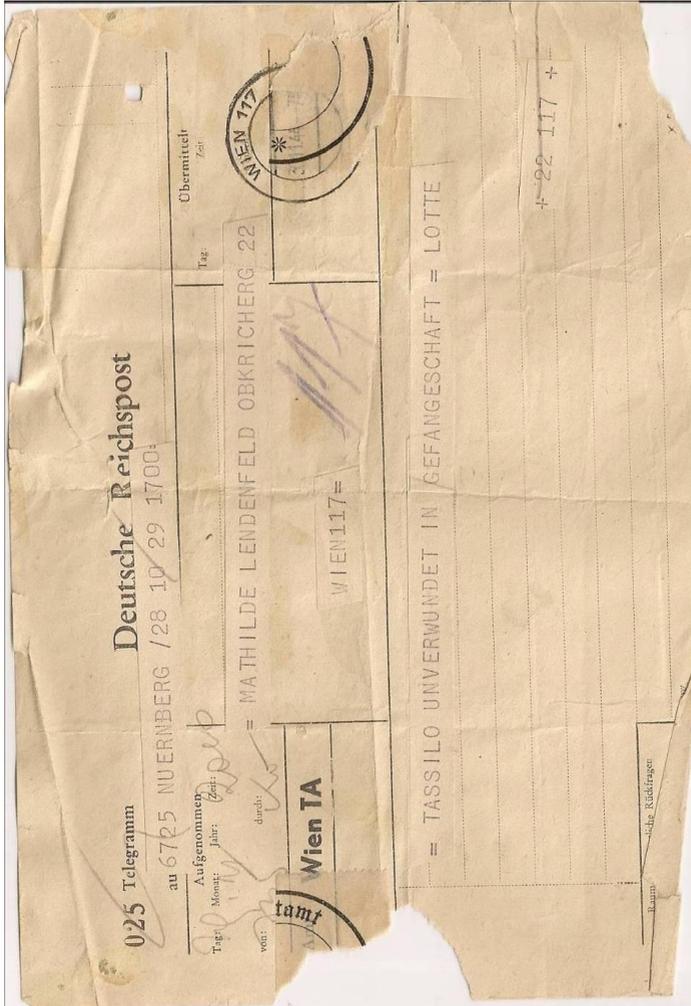
Das Entlassungsgeld RM 80.- und der Wehrsold RM 210.- wurden ausgezahlt.“

Leutnant Dipl. Ing. Tassilo v. Lendenfeld wurde als volltauglich aus dem Heer entlassen.

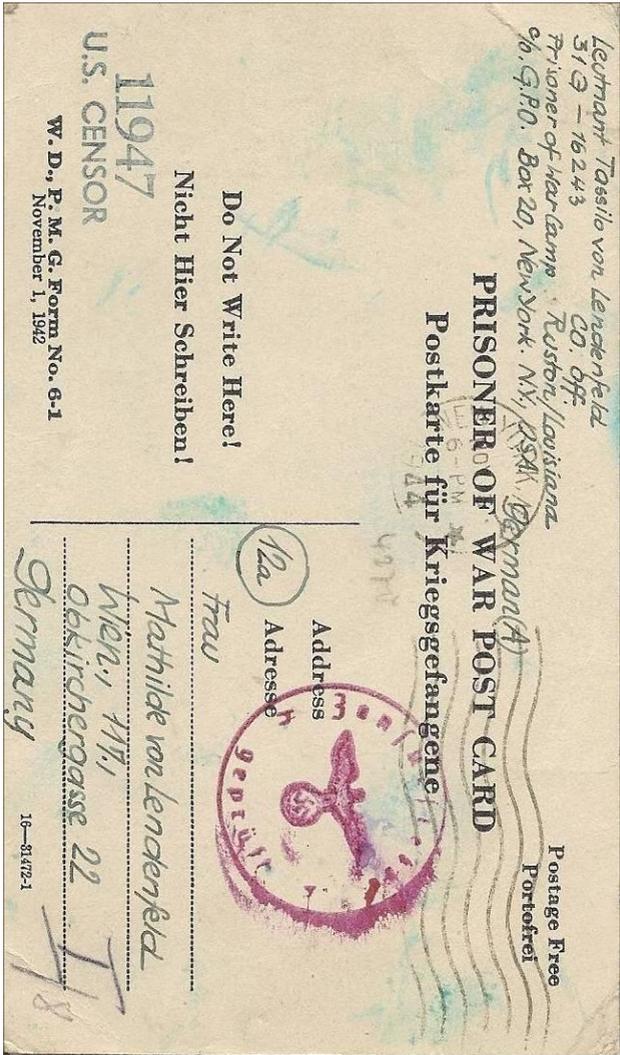
Ein neues Leben beginnt.



32. in Brest – li. Leutnant. v. Lendenfeld



33. gute Nachricht



34. erstes Lebenszeichen aus Amerika

Deutlich schreiben!

Lebenszeichen von Lotte v. Landwehrfeld (Vorname)

aus München, Wilh. Raabstr. 9 v. Axtbacher (Zuname)

Datum: 5.1.45 (Ortsangabe) **(Inhalt zugelassen höchstens 10 Worte Klartext)** Str. (Straße)

Haus zerstört, wir per post,
 bleibe bis meine Quartier
 möglichkeit hier. Lotte

SHW. 43/65 43

35. „wir haben überlebt“ Nürnberg 5.1.1945

III
PARTICULARS OF DISCHARGE
Entlassungsvermerk

THE PERSON TO WHOM THE ABOVE PARTICULARS REFER
Die Person auf die sich obige Angaben beziehen

WAS DISCHARGED ON (Date) FROM THE ARMY
wurde am (Datum der Entlassung) MAR 6 1946 von/von der * entlassen

RIGHT THUMBPRINT
Abdruck des rechten Daumens



CERTIFIED BY Fred E. Hill OFFICIAL
Beglaubigt durch Maj. P.A. OFFICER
NAME, RANK AND APPOINTMENT OF ALLIED DISCHARGING OFFICER IN BLOCK CAPITALS AMTLICHER
Einprägestempel

* INSERT "ARMY," "NAVY," "AIR FORCE," "VOLKSSTURM," OR PARAMILITARY ORGANIZATION, e.g., "R.A.D.," "N.S.F.K.," ETC. Wehrmachtteil oder -Gliederung der die Einheit angehört, z.B. „Heer“, „Kriegsmarine“, „Luftwaffe“, „Volkssturm“, „Waffen SS“, oder „R.A.D.“, „N.S.F.K.“, u.s.w.

W. J. Hill - mada
15.4.46. mada
E - Wohnungsamt 15
Märzberg, den 15. April 1946
Der Oberbürgermeister

PfO. Nr. 70 662 669 u/ Dollars 150,59
eingereicht am 14. März 1947
Kartensstelle 12
Kartensstelle 12
8.4.46

36. aus der deutschen Wehrmacht und der Gefangenschaft
entlassen 6. April 1946



37. „zurück aus Amerika“ 1946

ERINNERUNGEN

Persönliche Aufzeichnungen 1946 - 1956

VORWORT

Es war immer Vaters Wunsch, seine Lebensgeschichte aufzuschreiben.

Leider hat er zu spät, erst Anfang der 80er Jahre begonnen, seine Erinnerungen in Jahre zusammengefasst, handschriftlich niederzulegen. Er konnte diese Arbeit nicht mehr fertigstellen.

Als Grundlage diente ihm sein hervorragendes Gedächtnis, unterstützt durch seine persönlichen Aufzeichnungen über all die Jahre, sowie die vorhandenen Briefe, Lichtbilder und Dokumente.

Die Bearbeitung erfolgte vermutlich nicht chronologisch, sondern es sind die einzelnen Kapitel entsprechend seiner Tagesverfassung entstanden.

Er hat sichtlich seine handschriftlichen Konzepte sehr flüssig zu Papier gebracht, sie jedoch nicht mehr redigiert und wurde diese Arbeit erst anlässlich der Drucklegung vorgenommen.

Die Anmerkungen in Kursivschrift sollen zum besseren Verständnis und zur Klärung mancher Handlung im Zusammenhang mit der Zeitgeschichte beitragen.

Manche Kuriosität soll auch kritisch beleuchtet und richtig gestellt werden.

Zeitgeschichtliche- und Themenwiederholungen zu den anderen Texten wurden bewusst stehen gelassen. Sie ergeben sich zwangsläufig.

1946

Wie war das damals eigentlich?

Regensburg. Es ist der 6.April., ein Samstag. Endlich! Nach wochenlangem Warten im Zeltlager, das für die Kriegsgefangenen just auf dem Truppenübungsplatz errichtet worden ist, auf dem ich als Unteroffizier diente, scheint es mit meiner Entlassung ernst zu werden. 100km von hier, in Nürnberg, habe ich meine Frau, Wolfram und Gisela im Dezember 1943 verlassen. Seit meiner Gefangennahme durch amerikanische Soldaten in Brest, weiß ich nichts mehr von ihnen. Im Jänner 1945 berichteten die amerikanischen Zeitungen von einem Luftangriff auf Nürnberg, dem die Altstadt zum Opfer fiel. Sie schrieben damals: Das Schatzkästlein ist zerstört! Die Deutschen sind um etwas Kultur ärmer geworden! Sie werden weniger hochnäsiger sein! Dort aber wohnten meine Lieben. Alle meine Kameraden haben schon Nachricht von ihren

Verwandten ins Entlassungslager bekommen. Nur zu mir kam kein Brief, obwohl ich täglich schrieb und Nürnberg nur 100km weit weg ist. Endlich erhalte auch ich den Befehl zur Übernahme des Entlassungsscheins.

In die schwarze Uniform mit den großen weißen Buchstaben POW (prisoner of war) gekleidet und beladen mit einem Seesack mit den kleinen Habseligkeiten an Wäsche, betrete ich erstmals seit meiner Gefangennahme am 18. 09. 1944 in Freiheit die Straße.

Im Zug auf der Fahrt nach Nürnberg versuche ich von Mitreisenden etwas vom Zustand der Wilhelm Späthstraße zu hören. Aus den Antworten lässt sich keine Hoffnung schöpfen. So muss ich eben warten, bis ich selbst dort sein werde.

Der Weg vom Hauptbahnhof in Nürnberg bis zur Wilhelm Späthstraße will schier kein Ende nehmen. Endlich erreiche ich sie von der Schweigerstraße aus. So scharf ich auch schaue, ich kann im flachen Blickwinkel nicht erkennen, ob mein Haus unversehrt geblieben, oder ob es zerstört worden ist. Aber je näher ich komme, desto mehr verliere ich die Hoffnung auf ein gutes Ende, bis ich die Gewissheit erhalte, dass das Haus, bis auf einige Mauerreste, zerstört ist.

Das ist also die Erklärung dafür, dass ich keine Nachricht von Lotte bekommen habe, in der ganzen langen Zeit der Gefangenschaft! Ich

setze meinen Seesack ab und denke, ich müsste doch schauen, ob die Kellerdecke eingebrochen ist und ob ich, wenn sie ganz ist, hoffen kann, dass Lotte und die Kinder vielleicht im Keller überlebt haben könnten. So eile ich zum Haus über die Straße hinüber. Tatsächlich! Ein Teil der Kellerdecke ist ganz und von den Erdgeschoßmauern schauen einige Fensterpfeiler wie Finger aus dem Schutt heraus, der auf der Kellerdecke liegt.

Aber wer kann meine Freude beschreiben, als ich auf einem dieser Fensterpfeiler mit verblasster Kreide die Worte geschrieben finde:

„Lendenfeld bei Schaaf, Schweigerstraße“. Sie leben! Und sind nicht weit von hier. So schnell es nur möglich ist, eile ich den Weg zurück durch die Wilhelm Späthstraße, in die Schweigerstraße hin zur Allersbergerstraße und knapp vor der Kreuzung steht das Haus, in dem Lotte sein muss. Im letzten Stock, eigentlich im Dachgeschoß, wohnen Schaaf s.

Ich hechle hinauf und mir ist rätselhaft wieso Lotte ahnte, dass ich käme und läuft mir von oben entgegen. Wir fallen uns in die Arme und weinen beide, ohne ein Wort sprechen zu können. Es ist 18,00 Uhr.

In derselben Nacht kommt Dietmar Schaaf zur Welt.

Von einem durchreisenden Kameraden hat Lotte von meiner baldigen Entlassung gehört. Sie wurde, nach Zerstörung unseres Hauses,

von der Familie Schaaf in ihrer Wohnung aufgenommen und der schon eine alleinstehende fremde Frau Zuflucht gefunden hatte.

Das einzige was Lotte retten konnte, war ein Bügeleisen und Gerätschaften, die im Keller in der großen schwarzen Kiste aufbewahrt waren. Vor zweieinhalb Jahren habe ich die Kinder verlassen, Gisela war 2 Tage alt, nun steht da vor mir ein liebes, kleines, blondes Mädel mit dem ich zuerst gar nichts anzufangen weiß. Wolfram ist ja schon 6 Jahre alt. Er hat in seinem Rucksack, bei jedem Bombenalarm, die Dokumente mitgetragen, in den Luftschutzbunker in der Bleiweißgasse. Lotte ist mit den Kindern nicht im Hauskeller geblieben.

Am Tag nach meiner Heimkehr erkrankte ich an Angina..

Was soll ich nun beschreiben?

Ich beginne die Laufereien von Behörde zu Behörde. Fahre zu meinem Chef, Herrn Hans Miller, der mich wieder anstellen will, mich aber als ehemaliges Parteimitglied, nicht mehr meine frühere leitende Stellung geben darf.

An eine Wohnung ist nicht zu denken. Nürnberg ist so zerstört, dass es Jahrzehnte dauern wird, bis man Aussicht auf eine eigene Wohnung haben kann. So bleibe ich nun einige Monate und arbeite für Miller an einem Schmalspurbahnprojekt in Waldsassen für eine dort ansässige Porzellanfabrik. Der Firmenchef begleitet mich häufig beim Vermessen

und erzählt mir dabei, dass er sein Kind, das geistig behindert zur Welt gekommen ist; verloren hat, weil man es ihm wegnahm und in eine Anstalt steckte, wo es getötet wurde.

Es ist dies die erste glaubhafte Mitteilung über Gräueltaten des nationalsozialistischen Regimes, die ich erhalte.

Bei Beendigung des Krieges, im Mai 1945, hat man uns Kriegsgefangenen über Nacht in den amerikanischen Gefangenenlagern, die Verpflegung gekürzt und zwar so stark, dass ich in der Zeit vom Mai bis zum Oktober von etwa 80 kg auf 57 kg abnahm.

Statt Lebensmittel lieferte man uns Plakate mit grauenhaften Bildern aus Konzentrationslagern. Wir haben dies nicht verstanden, weil wir nie davon hörten und es auch nicht glauben konnten.

Die Tötung dieses Kindes des Waldsassener Fabrikbesitzers war der erste glaubhafte Beweis für die Behauptung, dass unschuldige Menschen gequält und vernichtet worden sind. Ende April lädt uns alle Viki auf eine Woche nach Sonthofen zur Erholung ein. In Sonthofen wurde eine „Ordensburg“, in der die Führungskräfte des Reichs erzogen werden sollten, errichtet, die im Krieg unter anderem eine Luftfahrtforschungsstelle beherbergte, in der Viki tätig war.

Wir waren dort in herrlicher Umgebung auf eine Woche glücklich und sorglos vereint. Gi-

sela schlief in einem Stockbett oben in einem Zimmer, das weit vom Wohnzimmer weg war. Sie musste natürlich früher zu Bett, als Wolfgang und wir. Als wir dann später schlafen gingen, fanden wir sie mit einer riesigen Beule am Kopf im unteren Bett liegen.

Da mir die NS Gesetzgebung jede Aufstiegsmöglichkeit in eine besser bezahlte Stellung verwehrte und keine Aussicht bestand, eine Wohnung zu bekommen, habe ich mich schweren Herzens entschlossen, dem Rat der in Mautern wohnenden Schwester zu folgen, und nach Mautern, in das Haus Onkel Carls, das Edith geerbt hatte, zu übersiedeln.

Hier muss ich sagen, dass ich, sicher als Produkt meiner Erziehung, auch unter dem Einfluss Onkel Carls und Tante Leos, das großdeutsche Gedankengut als Grundlage meiner politischen Ansichten übernommen habe. Mir schien es erstrebenswert, alle deutschsprechenden Menschen in einem Land zu vereinen. Als dann Österreich mit seinen vielen Arbeitslosen mir im Jahre 1936 keine Arbeit als fertigen Ingenieur mehr bot, ging ich nach Deutschland, ins Ruhrgebiet, und war überwältigt von den Möglichkeiten, die sich einem Menschen, der arbeiten wollte, dort boten. Als Österreicher hat mich bis 1938 niemand aufgefordert, mich politisch zu betätigen.

Im Jahre 1940, nach dem Anschluss, trat der Blockwart der NSDAP an mich heran und

meinte, ich könnte mich doch nicht länger der Partei entziehen und so sagte ich zu. Ich war innerlich überzeugt, dass der Nationalsozialismus, dem es gelungen war, allen Menschen Arbeit zu geben, der Autobahnen baute und der daran ging, die deutsch sprechenden Menschen in einem Reiche zu vereinigen, den Menschen eine glückliche Zukunft bringen wird.

Als mein Mathematiklehrer und Erzieher Pro-waznik mich einmal in Nürnberg besuchte und ich ihm stolz die Reichsparteitagbauten zeigte, meinte er, die viele Arbeit käme daher, dass das NS Reich aufrüste und bald mit einem Krieg zu rechnen sei. Ich widersprach ihm, überzeugt, dass mein eigener Friedenswunsch ein Allgemeiner sei. Wie sehr habe ich mich getäuscht!

Am 6. Mai sind wir, aus Sonthofen kommend, wieder in Nürnberg in unserem Dachbodenzimmerl bei Schaaf. Es regnet herein. Am 1. Juni beantrage ich meine Repatriierung nach Österreich. Es wird September bis der Antrag wirklich wird.

Mit beiden Kindern und Irmgard unterm Herzen Lottes, unserer schwarzen Kiste aus Roggendorf, die den Krieg überdauert hat, verlassen wir Nürnberg, die Stadt meiner jungen Ehe, Nürnberg, das ich lieben gelernt hatte, wie keine andere Stadt. Ich verlasse meinen herzensguten Chef Herrn Hans Miller, der auf meine Rückkehr aus dem Krieg gewartet hat,

der meiner Familie die Differenz zwischen staatlicher Unterstützung und Gehalt während des ganzen Krieges weiter zahlte und komme mir wie ein Schuft vor. Aber so schien es mir in der natürlichen Reihenfolge der Dinge, die Familie hat Vorrang und für sie war ein Weiterverbleiben nicht möglich.

Am 27. September verlässt der Repatriierungszug München. In einem Viehwagen (6 Pferde oder 40 Mann) finden wir drei auf unserer schwarzen Kiste und viele andere Platz.

Bevor es soweit war, mussten wir in einem Münchner Sammellager tagelang warten. Es waren wieder, wie schon so oft bei den Amerikanern in der Gefangenschaft, zahlreiche Fragebögen auszufüllen. Ich hatte Angst vor dem Kontakt mit den Russen und habe mich in Nürnberg nicht abgemeldet. In den Fragebögen dann meine Parteizugehörigkeit verschwiegen. So kam ich mit einer reinen Weste in Österreich an.

Die Zukunft hat mir bestätigt, dass der Überblick der Behörden trotz der vielen Fragebögen nur sehr gering ist. Auch spätere Nachforschungen, anlässlich meiner Anstellung beim Magistrat St. Pölten, die bis Berlin ausgedehnt worden sind, haben mich als unbeschriebenes Blatt ausgewiesen.

Anmerkung:

In den ersten Jahren nach dem Krieg waren die ehemaligen NS-Parteimitglieder aus höheren-bzw. Führungspositionen im öffentlichen Dienst ausgeschlossen. Diese Gesetzgebung wurde jedoch in kürzester Zeit zu einer Farce, weil die Führungspositionen im Staat, Land und Gemeinden ohne Rückgriff auf die seinerzeitigen NS-Parteimitglieder einfach nicht zu besetzen waren.

An dieser Stelle ist zu erinnern, dass in der ersten Regierung Dr. Kreisky noch 1970 SPÖ Regierungsmitglieder zurücktreten mussten, weil ihre NS Parteimitgliedschaft bekannt wurde. Vater hat hier in seinen Erinnerungen diesen Lebensabschnitt unter der Voraussetzung beschrieben, dass der Leser mit der jüngsten Zeitgeschichte vertraut ist. Er ist auf keine weiteren, jedoch zum Verständnis notwendige Details, eingegangen.

Zurück zum Jahre 1918. Die k.u.k. Großmacht Österreich-Ungarn war zerstört, und wurde im Frieden von St. Germain in die Nachfolgestaaten zerstückelt.

Was nunmehr als Republik existieren sollte, war der deutschsprachige Teil des einstigen Großreiches, die Republik „Deutsch-österreich“. Das kleine Land, seiner wirtschaftlichen Zusammenhänge mit dem Großreich beraubt, wurde von vielen als nicht lebensfähig angesehen. So war der Anschluss an das Deutsche Reich vom ersten Tag der Republik an, ein Wunschgedanke.

Einer der ersten Befürworter des Anschlusses und des Großdeutschen Gedankengutes war der erste österreichische Staatskanzler, der Sozialdemokrat Dr. Karl Renner. Jedoch wurde der Anschluss an das Deutsche Reich von den Siegermächten verboten.

Dieser Anschluss und der Gedanke an das Großdeutsche Reich dürfte auch Vaters Onkel Carl und Tante Leo Wunsch gewesen sein. Vater war damals mit beiden sehr viel zusammen. Es ist daher nicht verwunderlich, dass auch er mit diesem Gedankengut vertraut wurde.

Die erste Republik musste sich erst zurechtfinden. Die innerpolitische Zerrissenheit und die wirtschaftliche Notlage haben den Gedanken an die Eigenstaatlichkeit Österreichs nicht gerade gestärkt.

Die Arbeitslosigkeit hat auch Vater gezwungen 1937 nach Deutschland zu gehen. Dort hat er zuerst in Beckum und dann in Nürnberg Arbeit gefunden.

In Deutschland war seit 1933 Adolf Hitler als Reichskanzler an der Macht und hat scheinbar in diesen 4 Jahren ein Wirtschaftswunder vollbracht.

Die politische Gläubigkeit, vor allem der jungen Menschen, war vielleicht noch durch die Kaiserzeit geprägt. Ähnlich wie im Kaiserreich herrschte nun wieder Ordnung und war eine politische Linie um Hitler vorgegeben.

Die damaligen deutschen Zeitungen waren gleichgeschaltet und dienten als Jubelblätter für Hitler. Andersdenkendes Schrifttum war bereits seit 1933 verboten. Den Menschen wurde eine wunderbare Zukunft vorgegaukelt. Der Deutsche galt wieder etwas in der Welt.

Vater war damals gerade 26 Jahre alt und aufstrebender Bauingenieur.

Er sah das – wenn auch scheinbare – Wirtschaftswunder, die Bautätigkeit, er hat gegenüber den österreichischen Verhältnissen gut verdient und wurde tagaus, tagein von der einschlägigen Propaganda berieselt.

Der „Führerglaube“ war hiermit eine zwingende Logik. Ein Hinterfragen nach dem Gut und Böse hat sich für den 26-jährigen jungen Mann nicht gestellt und wäre auch nicht möglich gewesen, weil dazu jede Information und Denkanstoß gefehlt hat.

Die ganz wenigen Skeptiker, wie der genannte Mathematiklehrer Prowaznik, wurden mit ihren Argumenten nicht erst genommen und mussten bald verstummen, um zu überleben. Kritik war ein Staatsverbrechen.

Es ist fast ein Wunder, dass er der Partei erst nach Aufforderung durch den Blockwart 1940 beigetreten ist.

Der Blockwart war Funktionär der Ortsparteigruppe, zuständig für Mundpropaganda, Einsammeln der Mitgliedsbeiträge - und auch der Denunzierung.

Dieses Blockwartesystem hat gut funktioniert. Wie viele Dinge aus der NS-Zeit, wurde dieses System von der SPÖ im Wiener Gemeindebau nach dem Krieg erfolgreich weitergeführt, wobei jedoch die Denunzierung nicht mehr gefragt war.

Nun war Vater einfaches, jedoch funktionsloses, gläubiges Parteimitglied, wie Millionen andere. Das ist er geblieben.

Auch der Krieg hat die braven gläubigen Mitglieder nicht munter gemacht, da dieser ja nach der Propaganda dem deutschen Volk aufgezwungen wurde.

Es ist so gut wie sicher, dass die Frontsoldaten der Wehrmacht von den Gräueln der NS-Herrschaft nichts oder nur wenig mitgekriegt haben und ihnen die NS-Verbrechen erst in der Gefangenschaft und nach Rückkehr in die Heimat in vollem Ausmaß bekannt wurden.

Daran können auch einschlägige Ausstellungen nichts ändern. Wenn auch der Bevölkerung und den Soldaten diese Gräueln bekannt gewesen wären, eine Änderung der NS-Gewalt-

herrschaft wäre nicht möglich gewesen. Zahlreiche fehlgeschlagene Attentate auf Hitler haben dies bewiesen.

Die Kapitulation des Deutschen Reiches war die einzige Lösung. Wenn Vater schreibt: -„wie sehr habe ich mich getäuscht“- ist das auch der Ausdruck seiner seinerzeitigen Leichtgläubigkeit, die er mit Millionen teilte. Dieses traurige Lebenskapitel meines Vaters wurde in der Familie Zeit seines Lebens nicht mehr besonders erwähnt. Er musste damit allein fertig werden.

Bei schönem Herbstwetter fuhr unser Zug am Samstag den 28. 09. 1946 in St. Pölten, Hauptbahnhof ein. Unser Waggon hält weit vorne. Wir heben unsere schwarze Kiste und die Kinder heraus und der Zug fährt weiter, lässt überall Heimkehrer mit ihren letzten Habseligkeiten auf dem Bahnsteig zurück. Wir wollen nach Mautern. Der Zug führt aber keinen Gepäckwagen. Auch andere Heimkehrer wollen mit diesem Zug fahren.

Die Spedition Gärtner hat keinen Dienst mehr (es ist Samstag). Da gelingt es mir, von einem Bahnbediensteten, mit Hilfe einiger amerikanischer Zigaretten, zu erfahren, dass da drüben auf einem anderen Gleis ein Viehwagen steht, den man an den Zug nach Furth-Palt anhängen könnte. Uns helfen wieder amerikanische Chesterfield (Zigaretten) eine Verschiebung in Bewegung zu setzen, um den Viehwagen zum Waggongleis zu verschieben, wohin ich mittlerweile mit einem „organisier-

ten“ Handwagen unsere Kiste und die Habseligkeiten der Mitreisenden befördert hatte.

Die Frachtgutscheine füllen wir selbst aus. Den Viehwagen, der 10 cm hoch mit Mist bedeckt war, schaufeln wir selbst aus und verladen unser Gut. Wieder helfen Zigaretten beim Ankoppeln des Wagens an den Zug.

Am Abend sind wir in Palt. Der Bahnvorstand meint, wir sollten den Viehwaggon, der abgestellt worden war, vor Tagesanbruch nicht verlassen, da Gefahr bestand, dass wir von Russen beraubt würden. So übernachteten wir alle im Waggon. Die Nacht war schon recht kalt. Auch Hunger und Durst stellten sich ein und die Angst, dass wir im Waggon nicht ungestört bleiben würden.

Am kommenden Tag, den 29. 09. 1946, kam dann mein Schwager Franz Tomandl aus Mautern und holte uns mit einem Pferdefuhrwerk in Palt ab und brachte uns nach Mautern.

War das ein Wiedersehen! Mama war bei Edith. Sie wohnte im Terrassenzimmer und wir zogen ins Gassenzimmer, in dem seinerzeit meine Großmama wohnte. Meine Schwester Edith hilft uns wo sie nur kann. Nun haben wir ein dichtes Dach über dem Kopf. Alle haben ein Bett. Ein Kachelofen zum Heizen ist auch da. Freilich, das Holz fehlt dazu. So marschieren Franz und ich in den Wald, bei der Paltmühle, und machen dort aus Fallholz undvom Förster freigegebenen Stämmen Brenn-

holz, das dann mit einem Pferdefuhrwerk nach Mautern geführt wird. In Nesselstauden kann ich Äpfel kaufen und im Rucksack nach Hause tragen.

Unser Holz ist nass und brennt nicht gut. Auf einem vor dem Kachelofen gestellter eiserner Vorratssofen, wird gekocht. Der Dunst schlägt sich an allen Zimmerwänden nieder. Der Schimmel wächst fingerdick an den Wänden. Lotte ist mit Irmgard im 5. Schwangerschaftsmonat.

Am 10. Oktober erhalte ich meinen Ausweis – die Identitätskarte. Über die Nationalbank wird mir mein Verdienst für die Zuckerrübenernte in Amerika ausbezahlt. Etwas Ersparnisse hatte Lotte noch und ebenso mein Entlassungsgeld. Lang konnte dies aber nicht reichen. Ich musste mich rasch um Arbeit umsehen.

Man sagte mir, Krems braucht einen Baudirektor. Ich bewarb mich um die Stelle, aber man glaubt, mit einer Entscheidung sei nicht bald zu rechnen.

Da meinte meine Nichte Elfi Schneiderbauer, die im St. Pöltner Bauamt angestellt war, man brauchte dort einen Bauingenieur. Ich bewarb mich dort aber nur schweren Herzens, weil für mich St. Pölten als Aufenthaltsort gar nicht erstrebenswert schien.

Ich hatte schon während des Krieges, im Jahr 1939, einmal versucht, in Österreich eine Anstellung zu bekommen und mich damals um

eine solche bei der Rhein-Main-Donaukanal AG in St. Pölten beworben. Ich fuhr seinerzeit von Nürnberg nach St. Pölten, um mich vorzustellen. Als ich auf dem hässlichen Bahnhof in St. Pölten ankam, verging mir schon die Lust hierher zu kommen. Aber noch ärger wurde meine Abneigung in dieser Stadt zu bleiben, als ich durch die Kremsergasse zum Rathausplatz und weiter zum Schießstadtring ging, wo das Büro der Rhein-Main-Donau AG war. Die Häuser waren verludert. Die Straßen mangelhaft befestigt. In den Auslagen waren keine Waren. Kaum, dass Menschen in den Straßen zu sehen gewesen wären. Ich stellte mich mit der festen Absicht vor, unter keinen Umständen hier zu bleiben, sondern mir nur die Reisespesen ersetzen zu lassen und so schnell wie möglich nach Hause, nach Nürnberg zu fahren.

Jetzt sollte ich also endgültig in diese hässliche Stadt übersiedeln.

Kaum hatte ich mein Bewerbungsschreiben in St. Pölten überreicht, so packte mich auch schon die Reue. Ich konnte nicht schlafen, bis ich den Entschluss fasste, am 7. November meine Bewerbung wieder zurückzuziehen.

Mittlerweile bekam ich die Gelegenheit in Krems an der höheren technischen Bundeslehranstalt, seinerzeit Bundesgewerbeschule, Tiefbau zu unterrichten. Direktor war damals Hofrat Dipl. Ing. Nowak, der in Mautern wohn-

te und mit einer Scheibenpflugtochter aus der Zimmerei verheiratet war. Er, der die St. Pöltner und Kremser Verhältnisse offenbar gut kannte, beriet mich privat und meinte, St. Pölten sei eine aufstrebende Stadt, die in jeder Hinsicht Krems vorzuziehen sei, wo Intrigen und Verzopftheit vorherrschen. Als dann gar kein Geld mehr in Reserve war, das Ministerium für den Unterricht immer noch kein Geld zahlte, entschloss ich mich, unter dem Eindruck von Hofrat Nowaks Worten, mich nochmals in St. Pölten zu bewerben.

Die Stadt war Hauptquartier der Russen. Der Bürgermeister und der die Personalangelegenheiten führende Stadtrat waren Kommunisten. Ein wenig hatte ich schon Angst, dass meine kurze Mitgliedschaft bei der NSDAP bekannt werden würde. Aber ich setzte mich über diese Bedenken hinweg, gestützt auf die bisherige Erfahrung mit der schlechten Auswertung meiner fehlerhaften Angaben in den Fragebögen durch die Behörden.

So kam es dazu, dass ich am 9. Dezember bei der Stadt St. Pölten als Leiter des Tiefbauamtes angestellt worden bin. Offiziell wurde ich zum Hilfslehrer an der Kremser BGS am 1.12. dieses Jahres ernannt. Es war nicht einfach, beide Tätigkeiten zu vereinbaren und von Mautern, wo ich wohnte, zeitgerecht nach Krems und St. Pölten zu kommen. Der Zug verkehrte selten und nur zwischen Palt und

St. Pölten, weil die Eisenbahnbrücke über die Donau zerstört war. Es gab auch noch keinen regelrechten Autobusbetrieb.

Ich kam an vielen Tagen erst um 11⁰⁰ Uhr ins Bauamt und verließ es schon um 14⁰⁰ Uhr. In dem schneereichen Winter 1946/1947 fuhr ich sogar zweimal auf Skiern von Mautern nach St. Pölten. So konnte es nicht weitergehen. Ich habe mich um eine Untermietwohnung in St. Pölten umgesehen und fand ein nettes Zimmer bei der Witwe des verstorbenen Krankenhausverwalters Gasthuber im Wohnhaus Ecke Schießstattpromenade–Stöhrstrasse. Lotte konnte mir damals natürlich nicht viel zu essen mitgeben. Dankbar erinnere ich mich daran, dass mir meine Wirtsleute öfter zusätzlich essen von ihrem Tisch gaben.

Die Tochter des Hauses war damals mit einem jungen angehenden Ingenieur verlobt, der nach Fertigstellung seines Studiums Leiter des St. Pöltner Arbeitsinspektorats wurde und heute als Hofrat Maiwald in Pension ist.

Im Bauamt der Stadt lagen die Dinge recht im Argen. Die Entfernung aller Beamten, die der NSDAP angehört hatten, hat zu einer Entleerung des Amtes geführt. Nur ganz wenige Nichttechniker versahen den Dienst. Darunter ein Amtsrat Schuster, der das Bauamtarchiv verwaltete.

In einem kleinen Kammerl, versteckt vor der Öffentlichkeit, tat Oberbaurat Dipl. Ing. Mary,

der frühere Leiter der Baupolizei, Dienst. Die Russen durften hiervon nichts merken. Er versah sozusagen die wenigen sichtbaren Gestalten, die sich blicken lassen durften mit Informationen, damit nicht alles schief lief.

Der neu bestellte Leiter dieses Amtes war Architekt Ing. Schopper. Er hatte seine Wohnung in Langenlois, wohnte werktags in einem Zimmer im Gasthaus zum weißen Kreuz am Rathausplatz und fuhr über Samstag-Sonntag mit einem Pferdegespann des Bauhofes von St. Pölten nach Langenlois. Dabei nahm er mich nach Mautern mit. Im Winter machten wir die Reise mehrmals auch im Pferdeschlitten.

So war wenigstens der Lebensunterhalt für meine Familie gesichert. Freude hatte ich keine an meiner Tätigkeit keine.

Es war im Tiefbauamt niemand da, der mir einen Rat geben konnte, mein Chef war auch neu und ich selbst, der nie Beamter war, musste beginnen, meine Tätigkeit nach eigenen Vorstellungen zu gestalten.

Ich wäre damals nicht unglücklich gewesen, wenn man mich wieder gekündigt hätte.

In Mautern stand auch nicht alles zum Besten. Es begann ein eiskalter schneereicher Winter. Unser Brennmaterial ging bald zu Ende. Wir frieren. Die Zimmerwände waren verschimmelt. Nachts mussten die Männer abwechselnd Dienst im Rathaus machen, um bei russischen Übergriffen Hilfe holen zu können.

An einem solchen Abend holten bewaffnete Russen meinen mit mir dienstmachenden Schwager und mich ab, trieben uns in die Kaserne und versuchten mit vorgehaltener Pistole uns nach Dingen, die sie wissen wollten aber wir nicht kannten, zu verhören.

Nach banger Stunden konnten wir wieder zurück zum Rathaus.

Opa Hauk kam mit seiner neuen Frau Josefine Weihnachten zu uns und schlief nun ebenfalls im selben Zimmer. Jetzt waren wir also 4 Erwachsene mit 2 Kindern in einem einzigen Raum, froren und hungerten gemeinsam.

Der Weihnachtsabend wurde unter diesen Umständen entsprechend karg. Edith und Lotte zauberten aber gemeinsam und taten ihr Bestes. Wir waren glücklich gesund zu sein und gingen zeitig zu Bett.

Knapp nach Mitternacht rief mich meine Mutter aus dem Balkonzimmer mit dem Schrei „Feuer“. Der Wirtschaftstrakt des Mautner Hauses brannte lichterloh. Die Feuerwehr war rasch zur Stelle und konnte ein Übergreifen der Flammen aufs Hauptgebäude verhindern. Der Dachstuhl war aber zerstört worden.

Wie sich später zeigte; war der Brand durch Selbstentzündung entstanden. Eine Holzstütze des Dachstuhls reichte in die Mistgrube des ehemaligen Schweinestalles, die voll Mist war, hinein. Meine Schwester hatte mich nachmittags gebeten, ich sollte im Mist nachgraben,

weil es leicht raucht. Das tat ich, konnte aber keinen Brandherd finden. Dabei habe ich wahrscheinlich einem glosenden Herd Luftzutritt verschafft, von dem aus dann die Stuhlsäule in Brand gesetzt worden ist.

So ging das Jahr 1946 zu Ende.

Begonnen hat es mit der langen Reise aus dem Kriegsgefangenenlager in Idaho und geendet mit dem Eintritt in ein bürgerliches Leben und dem Versuch, eine Familie zu versorgen und die Heimat wieder aufzubauen.

Während wir Kriegsgefangene im Lager Ruston in Idaho noch zu Demokraten umerzogen werden sollten – im Jänner dieses Jahres – nahm Viki seine Schwester samt beiden Kindern nach Sonthofen zur Erholung.

Am 1. Februar 1946 begann dann meine Rückreise aus Idaho über Torantello (2. 2.), Omaha (3. 2.), Chicago (4. 2.), Shank (5. 2.). Am 10. 2. fuhren wir über New Jersey nach New York, wurden dort in ein „Kaiserschiff“ eingeladen und verließen am 11. 2. 1946 New York in Richtung Europa. Diese „Kaiserschiffe“ hießen so nach der Werft in der sie in Amerika gebaut worden sind. Es waren Transportschiffe, die in großen Mengen billig hergestellt worden sind um die Verluste an Transportraum, die der U- Bootkrieg verursachte, auszugleichen. Dementsprechend primitiv waren sie ausgestattet.

In riesigen Räumen, in denen in Stockbetten

jeweils 5 Mann übereinander schliefen, waren die Gefangenen untergebracht. Ganz zum Unterschied zu den Festlandlagern in Amerika, in denen wir korrekt behandelt worden sind, ließ man uns auf dem Schiff hungern. Als ein starker Sturm das Schiff so stark schaukelte, dass die Ladung in den Lagerräumen durcheinandergeworfen wurde, mussten wir Gefangene wieder Ordnung machen und sahen, dass reichlich Verpflegung da war, nur ausgegeben wurde sie nicht an uns. Wir glaubten später beobachtet zu haben, dass die Verpflegung von der Schiffsbesatzung nach Ankunft in Le Havre auf den Schwarzmarkt gebracht worden ist.

In Le Havre waren wir am 19. 2. Am 21. 2. wurden wir in ein Lager, dessen Unterkünfte aus Wellblechtonnen bestanden, gebracht. Dort nahm man uns den Inhalt unserer Seesäcke weg. Wir hatten von unserem Lagergeld in Amerika in den Lagerkantinen Waschmittel, Schokolade und Zigaretten eingekauft, um sie nach Hause zu bringen. Diese Habseligkeiten nahm man uns nun weg. Jene, welche dies taten, waren aber keine Amerikaner, sondern ehemalige deutsche Soldaten, die sich als Gegner des nationalsozialistischen Regimes ausgaben und ins Vertrauen der Amerikaner geschlichen haben. Sie waren eine Art Lagerpolizei und gleichzeitig Lagerdiebe.

Von diesen Tonnenlagern wurden wir mit der Bahn abtransportiert in ein Zeltlager in Mittel-

frankreich nach Attichy gebracht und sind dort am 16. 2. angekommen. Die Reste, die wir aus LeHavre noch mitgebracht hatten, gingen nun in Attichy an die Lageraufseher endgültig verloren.

Dieses Lager hat uns ein Monat lang beherbergt.

Auf lehmigen Boden war es errichtet und aus vielen Karres bebaut, die von Stacheldraht umzäunt waren. Aus dem lehmigen Boden waren etwa 1,00 m tiefe Rechtecke ausgestochen, über die rechteckige lange Zelte errichtet worden waren, an deren Stirnseite man über Lehmstufen zu einem Mittelgang gelangte. Beiderseits des Mittelganges war der Boden weniger tief ausgehoben, so, dass Liegeflächen entstanden waren, auf denen Heu ausgebreitet war. Das Heu war von früheren Besuchern schon arg verschmutzt.

In der Mitte des Zeltes stand ein eisernes Kanonenöferl, für das ein Armvoll Brennholz täglich zur Verfügung stand. Die Zelte waren mit Wege, die aus kreisförmig durchstanzten Blechroste hergestellt waren, ausgestattet, damit man in dem vom Regen aufgeweichten Lehm nicht versank. In einer Ecke des Karrees war eine Latrine ausgehoben und ein Donnerbalken dazu errichtet. Eine Anzahl Wasserläufe waren dort im Freien. Es schneite und regnete unentwegt.

Am Morgen mussten sich die Gefangenen zum

Essensempfang beim Tor des Karrees anstellen. Es gab täglich das Gleiche: Vegetable Hasch. Erst in den letzten Tagen vor meinem Abtransport, gab es ein kleines Stückchen Brot dazu. Das aßen wir mit Bedacht, wie kaum jemals zuvor.

Tagsüber lag man im Mantel und Decke gehüllt auf dem Heu und fantasierte vom Essen und von Frauen.

Weh dem, der krank wurde. Ein deutscher Lagerarzt, ohne Medikamente, konnte dem Armen auch nicht helfen.

Immer neue „Latrinengerüchte“ gab es. Vor allem was unsere Überstellung nach Deutschland betraf. Keines stimmte.

Eines Tages wurden alle Lagerangehörigen, deren Name, Dienstgrad oder Beruf in einem Zusammenhang mit dem Wort „Führer“ stand, herausgeholt. Was mit ihnen geschah, blieb für mich unbekannt.

Endlich, am 23. 2. konnten wir Attichy im Viehwaggon mit der Bahn in Richtung Deutschland verlassen.

Als wir durch Schwaben fahren, konnten wir über die sauberen Dörfer nicht genug staunen. Die elsässischen scheinen dagegen verwahrlost. Es war der 24. 2. 1946. Aber erst am 27. 2. kamen wir in Regensburg an und staunten, dass unser Entlassungszeltlager auf jenen Exerzierplatz errichtet worden war, von dem wir aus in den Krieg gezogen sind.

Von diesem Lager erlangte ich dann am 6. April endlich wieder die Freiheit.

Im gleichen Jahr, am 6. Mai, heiratete mein Schwiegervater Michael Hauk seine zweite Frau Josefine (geb. Wötzl), nachdem er seit 10. Mai 1944 Witwer war.

Damals heiratete auch die Freundin meiner Frau, Frl. Paula Stoklasa am 24. 4. 1946, den späteren Vater ihres Sohnes Rupert – Herrn Dr. Herbert Dollinger.

Wolfram ging noch in Nürnberg einige Tage in die erste Klasse der Volksschule und setzte dann in Mautern die erste Klasse fort.

1947

Vom Herbst des vergangenen Jahres an unterrichtete ich also als provisorischer Hilfslehrer Tiefbaufächer an der Bundesgewerbeschule in Krems. Als Entlohnung soll ich 112,50 S/Monat brutto erhalten. Das ist sehr wenig und noch dazu muss ich, wie sich erst später herausstellte, viele Monate warten, bis ich die erste Zahlung erhalte, da der Verwaltungsweg so lange dauerte. An und für sich machte mir das Unterrichten Freude. Ich hatte auch schon Übung darin, da ich in der von mir im Kriegsgefangenenlager Dermott mitbegründeten Lagerschule für Mitgefangene Unterricht erteilte. Bis dahin hatte ich Angst vor dem Reden. Im Lager bemerkte ich, dass man meinen Erzählungen gerne zuhörte und, dass viele Mitgefangene meine „Vorlesungen“ besuchten. Ich bekam dabei die Gewissheit in der Lage zu sein, meinen Zuhörern, von dem was ich sagen wollte klare Vorstellungen vermitteln zu können.

Die Erkenntnis von dieser rednerischen Fähigkeit wurde beim Unterricht in Krems verstärkt und hat mir später als Baudirektor die nötige Selbstsicherheit gegeben, die erforderlich war, um beabsichtigte Maßnahmen den beschlussfassenden Vertreter des Gemeinderates verständlich zu machen.

In St. Pölten bemühe ich mich das Amt, die Vorgesetzten und mir unterstellten Beamten kennenzulernen und natürlich die Stadt zu erforschen.

Schon bei meiner ersten persönlichen Vorstellung beim Magistratsdirektor Dr. Schinnerl war ich angenehm berührt und glaubte die gute Meinung Hofrat Nowaks von St. Pölten bestätigt zu finden, als mir Dr. Schinnerl erklärte, dass man als Beamter der Stadt in erster Linie die Stadt lieben lernen muss, und nicht auf die Anerkennung seiner Tätigkeiten durch die politischen Mandatäre warten darf, da diese selbstverständlich alle guten Leistungen für sich selbst in Anspruch nähmen, hingegen als um die Gunst des Volkes buhlende alle Misserfolge den Beamten zurechnen.

Bald wurde ich belehrt, dass kein von mir verfasstes Schriftstück persönlich sei, sondern nur vom Amt. Es hieß von nun an niemals mehr in einem Bericht: „Ich berichte...“ sondern: „das Bauamt berichtet...“.

Bürgermeister war Franz Käfer, ein früher Sozialdemokrat, der in der NS Zeit zum Kommu-

nismus wechselte. Ich habe ihn sehr schätzen gelernt.

Unter dem Druck der Russen war der Gemeinderat - es waren ja auch noch keine freien Wahlen - nicht im Verhältnis von Wählerstimmen, sondern einfach je zu einem Drittel von Kommunisten, Sozialisten und von Vertretern der ÖVP zusammengesetzt. Käfer hat sich sehr korrekt verhalten und versucht beim Bund, Land und Russen so viel wie möglich für die Stadt zu tun.

Es fiel mir besonders auf, wie er mit viel Geschick und ohne Eitelkeit Verhandlungen einleitete um dann, sobald der Anfang gemacht war, den zuständigen Beamten der Gemeinde das Wort zu lassen und sich wieder aufs Schlusswort zu beschränken. Die späteren Bürgermeister haben oft in Überschätzung ihrer eigenen Fähigkeiten die Verhandlungen selbständig geführt und dann mangels ausreichender Sachkenntnis nicht das beste Ergebnis erzielt. Trotz verschiedener Parteizugehörigkeit von Mandataren und Beamten herrschte aber das von Nowak gepriesene Klima der Zusammenarbeit.

Die Stadt war vom Krieg arg mitgenommen. Alle Schulen, der Bahnhof und die Gleisanlagen waren vollständig zerstört. Baustoffe gab es keine, der städtische Bauhof hatte Zugpferde, aber fast kein Futter für sie.

So sah ich meine Hauptaufgabe, durch Impro-

visationen von Tag zu Tag Verbesserungen durchzusetzen. Schutt wegzuräumen und dabei die Stadt kennen zu lernen.

Mein Unterricht in Krems, die schlechte Verbindung zwischen dem Wohnort Mautern, meiner Dienststelle in St. Pölten und der Schule in Krems bereiteten fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Dazu kam ein kalter und schneereicher Winter.

Als Lotte die ersten Wehen verspürte, brachten wir sie ins Krankenhaus nach Krems, da zu Hause in dem kalten, von allen bewohnten einzigen Raum, wohl kaum Platz für eine Wöchnerin gewesen wäre. Es war zu früh! Die Wehen blieben aus und erst nach tagelangem Warten waren wir alle durch die Nachricht von der glücklichen Geburt eines Mädchens, das am 14. 2. zur Welt kam erlöst. Am 2. 3., an Lottes 29. Geburtstag wurde sie, in Mautern vom Pfarrer Lohrmann auf den Namen Irmgard getauft.

Lotte wollte zum Zeitpunkt ihrer Hochzeit noch keine Kinder und es dauerte bis zum Jahr 1939, bis sie den Wunsch nach einem Kind hatte, der auch gleich in Erfüllung ging. Wir Unerfahrenen meinten, dieses sei selbstverständlich. Aber schon der gemeinsame Wunsch nach einem zweiten Kind blieb lange unerfüllt und hat dem Unteroffizier Lendenfeld manchen Sonderurlaub aus Regensburg verschafft, damit das Vaterland nicht ausstirbt.

Gisela, das liebe Kind, habe ich dann nur 3 Tage lang gesehen, da ich noch im Dezember 1943 nach Frankreich musste. Als ich nun 1946 nach meiner Gefangenschaft zurückkehrte, war unsere aufgestaute Liebe so groß, dass gegen jede Vernunft und ohne Gedanken an die ungewisse Zukunft, ohne Heim, ohne Verdient, ohne jede Habe Irmgard gezeugt wurde und nun im Februar 1947 glücklich zur Welt kam.

Wir haben ihr Späßes halber später erzählt, ich hätte sie aus Amerika im Seesack mitgebracht. Sie hat es dann in der Volksschule, vom Lehrer befragt, prompt so wiedergegeben.

Am 1. April forderte mich der damalige Amtsleiter Schuster, Vertreter der christlichen Fraktionen in der Gewerkschaft, auf, der Gewerkschaft beizutreten. Ich tat`s. Mit Widerwillen. Heute bin ich noch dabei, wiewohl ich keinerlei persönlichen Vorteil hatte, weil die Gewerkschaft kaum die Interessen der leitenden Beamten vertrat, aber ich habe doch gesehen, dass sie ein konstruktiver Faktor geworden ist, dem der Staat eine ruhige Entwicklung verdankt und so blieb ich dabei.

Gegen Ende April 1947,ein Jahr nach meiner Rückkehr aus der Gefangenschaft, wies mich die Wohnungsbehörde (damals bestand ein Wohnungsförderungsgesetz) in die leer stehende, im Erdgeschoß gelegene Wohnung in der Handel-Mazzettistrasse 9 ein. Sie war Ei-

gentum des Volksschullehrers Knörzinger, der selbst zwei Söhne und eine Tochter hatte, und diese Wohnung gerne für eines seiner Kinder aufgehoben hätte.

Wir zogen sofort ein. Ich empfinde heute noch die Freude die ich hatte, Lotte in Mautern sagen zu können, dass sie wieder eine eigene Wohnung hätte. Eine Wohnung bestehend aus 3 Zimmern, Küche, Klo und Bad. Ich weiß heute nicht mehr, wie wir die Wohnung möblierten. Aber es ging irgendwie. Vorbei war die mühselige Fahrt nach Mautern.

Ich war wieder täglich, früh, mittags und abends bei meiner Familie. Wir waren glücklich vor einem neuen Anfang zu stehen. Lotte war noch von Nürnberg her gewohnt zu sparen und verstand es auch jetzt wieder mit wenigem auszukommen. Sie kannte alle Preise der täglich benötigten Waren und lief wegen geringen Preisdifferenzen von Geschäft zu Geschäft.

Wir hatten von Anfang unserer Ehe an vereinbart, dass ich mich bemühen werde, soviel zu verdienen, als mir möglich war und sie wollte so sparsam wie möglich das Geld verwalten. Ich gab Lotte daher immer das ganze Geld und behielt mir nur ein ganz kleines Taschengeld. Sollten gröbere, nicht alltägliche Anschaffungen gemacht werden, hat mich Lotte immer gefragt. So hatte jeder seine Aufgabe, die ihn voll befriedigte und dabei auch seine Selbständigkeit. Die Arbeit der Frau zu Hause war

gleichwertig der Arbeit des Mannes außer Haus. Jeder konnte auch den Erfolg seiner Arbeit sehen. Über jeden errungenen kleinen Erfolg, über jede Anschaffung, die unser Heim verschönte, über jede unseren Kindern gebotene Hilfe konnten wir uns gemeinsam freuen, weil wir gemeinsam daran gearbeitet hatten.

Wir waren mit unseren drei Kindern glücklich. Ich begann mich im Tiefbauamt zu Recht zu finden, als die Gemeinde meinen Vorgesetzten, aus mir nicht bekannten Gründen, kündigte und mich fragte, ob ich die Leitung des Bauamtes übernehmen wollte. Ich tat's am 4. August und wurde dann am Ende des Jahres endgültig ins öffentlich rechtliche Dienstverhältnis übernommen mit Titel und Stellung des „Baudirektors der Stadt St. Pölten“.

Mein Vorgänger als bestellter Baudirektor war während des Krieges Dipl. Ing. Stübchen-Kirchbaum. Er floh in den Westen und wurde Lehrer in Salzburg. Vor ihm war Ing. Richter Baudirektor. Er lebte noch und stand dem Traisenwasserverband vor.

Der Norden der Stadt war vom Süden durch den Bahndamm von der Westbahn getrennt. Der im Zuge der Kaskastrasse liegende, ehemalige 6 m breite Durchlass war zerstört. Die Durchfahrt im Zuge der Kremser Landstraße unter dem Aufnahmegebäude war durch zwei Pfeilerreihen so verengt, dass breitere Lastwagen kaum durch konnten, ohne die Pfeiler zu

zerkratzen. Die Brücke über den Mühlweg und den Mühlbach beim Stadtpark war zerstört. Das Gewölbe über der Austraße drohte einzustürzen. Es schien mir also besonders wichtig, für eine bessere Verbindung von Nord und Süd zu sorgen.

Aber auch der Traisenfluß war eine echte Trennung für die an beiden Ufern gelegenen Stadtteilen. Die Bewohner von Wagram hatten einen weiten Umweg über die eiserne Traisenbrücke im Zuge der Wiener Bundesstraße zu machen, um zu ihren Arbeits- und Einkaufsstätten am linken Traisen Ufer zu kommen.

Den Stattersdorfern erging es ähnlich. Viele Stattersdorfer arbeiteten in der Bundesbahnwerkstatt und mussten über die Traisenwehre balancieren oder einen weiten Umweg über Harland oder die Brücke im Verlauf der Wiener Straße machen.

So habe ich als eine meiner ersten Arbeiten den Glanzstoffsteg entworfen. Es wurde ein Steg aus verdübelten Holzbalken, die auf schlanken Betonpfeilern ruhten. Die Verankerung im schottrigen Untergrund der Traisen bereitete mir Sorgen, weil zu befürchten war, dass bei Hochwasser die Pfeiler unterspült werden würden. So verankerte ich auf Anraten Eichingers die Pfeiler viele Meter tief im Schotter mittels eingerammter Eisenbahnschienen, wie Eichinger dies seinerzeit bei der Wimpassinger Feldwegbrücke machen ließ.

Das Baumaterial für den Steg konnte besorgt werden. Holz, alte Eisenbahnschienen, Bruchsteine und nur wenig Zement. Damit konnte ein Anfang gemacht werden. Es wurde ein voller Erfolg. Bei einer Gleichfeier, die im Gasthaus Figl ihr Ende erst am frühen Morgen fand, wurde der Erfolg begossen. Damals waren alle Menschen noch ausgehungert und ein gutes Essen sowie ein guter Wein doppelte Freude für jedermann. Damit war aber der Brauch Gleichfeiern bei öffentlichen Bauten abzuhalten, wieder eingeführt und blieb bis heute erhalten, wenn auch heutzutage so mancher mit dem Essen und Trinken keine Freude mehr hat.

Bei einer Besichtigung der zukünftigen Stegstelle an der Traisen, balancieren Wolfram und Gisela auf den Zargen einer Sohlenschwelle. Gisela fiel ins Wasser. Als wir sie herauszogen, war sie über und über vom Öl, das auf dem Wasser schwamm, verschmiert. Das Öl stammte von den Glanzstoffwerken, und färbte das Wasser und die Ufer schmutzig schwarz.

Die Straßen der Stadt waren nur zum geringsten Teil befestigt. Selbst in der Altstadt gab es noch zahlreiche Schotterstraßen (z. B. Roßmarkt, Lederergasse, Bräuhausgasse...). Die Kremser Landstraße, Mariazellerstraße und Schulring waren auf eine Breite von zwei Fahrbahnen gepflastert (teils mit Kleinsteinen – teils mit großen Pflastersteinen). In der Da-

niel-Granstrasse lag das Straßenbahngleis in einer unbefestigten Schotterfahrbahn, die von kümmerlichen Bäumen eingesäumt war.

Die Straßenbahn hatte ihre Endstation in der Brunngasse. Am Rathausplatz, auf dem alten Schillerplatz und am Platz vor dem alten Dampfbad waren große betonierte Becken zur Speicherung von Löschwasser angelegt. Die Praterstraße existierte noch nicht. Die Goldeggerstraße zum Friedhof war kaum befahrbar. Auf dem Gelände des heutigen nördlichen Bahnhofplatzes vor dem Gewerkschaftshaus, waren betonierte Laufgräben als Splitter-schutzgräben angelegt. Zwischen Daniel Granstrasse-Herzogenburger-Straße, Matthias-Corvinus-Straße und Mühlweg standen zahllose Baracken, die noch aus dem Jahre 1917 stammten und in denen hunderte Familien unter schrecklichen Bedingungen hausten.

Die seichten und viel zu engen Kanäle der Stadt waren an viele Stellen von Bomben zerstört. Bei Regen stieg rückgestautes Wasser bis zur Strassenoberfläche. Die einzige Hauptschule der Stadt lag in Trümmern. Die Militär-unterrealschule am Schießstattring war völlig zerstört. Von Strassenherstellung war keine Rede und im Krankenhaus versagte die Zentralheizung, weil der alte Schiffskessel seinen Geist aufgegeben hat.

Der Bürgermeister Käfer, aber auch noch seine Nachfolger, waren täglich und stundenlang von Wohnungssuchenden belagert.

Die Mannschaften der Russen waren im Lager in Spratzern kaserniert und auch in den Kasernen in der Stadt. Die Offiziere allerdings waren zum Teil in Privatquartieren untergebracht. Die Stadtsäle dienten ihnen als Casino. Der Schießstattring war gesperrt. Der Park davor war für die Russen reserviert.

Uns erwartete Arbeit ohne Ende. Zu ihrer Bewältigung gab es kaum Geld und kaum Baustoffe.

In ruhigen Friedenszeiten müsste man, vor solche Probleme gestellt, verzweifeln.

Aber damals war man froh, die Schrecken des Krieges hinter sich zu haben und maß die Dinge ihm. So lag trotz aller Unvollkommenheit über allem Tun die Hoffnung auf eine bessere Zukunft, an der man nun arbeiten musste.

Zu Hause, freilich traten bald neue Sorgen auf. Puppi war noch nicht lange auf der Welt, als Lotte sich neuerlich schwanger fühlte. Noch war sie geschwächt vom Stillen Irmgards, gerade froh eine eigene Wohnung zu besitzen und nun vielleicht, wenn auch nur sehr improvisiert ihrer Familie ein Heim zu bieten, da raubte ihr die neuerliche Schwangerschaft allen Mut. Sie haderte sehr mit ihrem Schicksal, wagte auch nicht vor ihren Vater zu treten und litt seelisch so lange, bis sie sich endlich ins unabänderliche Schicksal fügte.

Ich habe die Last nicht so sehr empfunden und freute mich auf das vierte Kind und war

überzeugt, es wird schon alles gut gehen. Es war aber zu Hause die Zeit von dem Augenblick, da wir Gewissheit vom Werden des neuen Lebens hatten, bis zum Augenblick, indem sich Lotte ins Unabänderliche fügte, eine sehr schwere.

Man wird verstehen, dass ich, auch um den Preis mein Sakko fett zu machen, bei einer Bauernhochzeit, zu der ich unversehens kam, in den Brusttaschen fette Schnitzel mitnahm, um zu Hause die Nahrung aufzubessern.

Mama kann zu uns zu Besuch. Ihr täglicher Sparzierring führte sie bis zum Kinderspielplatz in der Handel-Mazzetti Straße. Sie nahm Gisela gerne mit. Lotte trug damals eine schwere Last an Arbeit und Sorgen und hat diese wohl auch im Vergleich mit der zurückliegenden Kriegszeit, leichter ertragen.

Meine Nichte Elfi war in diesem Jahr noch am Bauamt als Hochbauzeichnerin tätig und heiratete den Freund ihres gefallenen Mannes-Mühlbacher. Am 16. Dezember entspross dieser Ehe ein Mädchen, dem sie den Namen Ruth gaben. Die junge Familie wohnte damals am Rathausplatz.

Die Stadt wollte Wohnungen bauen. Die Häuser an der Werkstättenstraße sind damals entstanden. Sie sind ganz billig gewesen. Ich war stolz darauf gesunde, einfache Wohnungen im Grünen – jede Wohnung hatte auch einen Gartenplatz – geschaffen zu haben. Die

Gemeindeväter urteilten anders. Dass die Wohnungen wenig kosteten empfanden sie nicht so sehr, als den Umstand, dass sie nur einfach ausgestattet waren.

Ich habe dabei gelernt, dass die öffentliche Hand nicht so wie ein Privater, Kosten und Ausstattung gegeneinander vergleicht, sondern, dass die öffentliche Hand auf jeden Fall eindrucksvoll bauen will. Ich habe mich später daran erinnert.

Die alte Hauptschule wurde abgetragen. Die Ziegel wurden geputzt und verkauft. In den verwinkelten Kellergewölben der Hauptschule wurden noch viele Tote ausgegraben.

Da die Heizanlage des Krankenhauses versagte, sollte ein neues Heizhaus gebaut werden. Der neue Leiter der Stadtwerke, Dipl. Ing. Kaliwoda, der Verwalter des Krankenhauses Toma und ich wurden mit der Aufgabe betraut. Die Planung wurde dem Ziv. Ing. Dr. Zieritz übertragen, die maschinelle Einrichtung sollte Dir. Kaliwoda planen. Die Simmering Graz Pauker Werke sollten aus einem alten, seit dem Krieg auf dem Gelände der Glanzstoffwerke ruhenden Kessel, einen neuen Kessel machen, weil ja kein Material da war, um wirklich einen neuen Kessel herstellen zu können. Der Kessel war für den Bedarf des Krankenhauses viel zu groß. Aber mangels anderer Möglichkeiten wurde er, nachdem die Russen zugestimmt hatten, um den Kessel, die

Heizzentrale des Krankenhauses am Mühlweg errichtet. Alles sollte schnell gehen, um dem Zusammenbruch der bestehenden Heizung zuvorzukommen. Wegen des Zementmangels konnte aber nicht rasch genug gebaut werden. So hat man die Kesselanlage entgegen dem üblichen Vorgang zuerst errichtet und dann diese mit dem zugehörigen Kesselhaus umbaut. Um Zement zu erhalten, hat Dir. Kaliwoda Kohle des Ziegelwerkes gegen Zement mit einer Tiroler Zementfabrik getauscht.

Im November verpachtet mir die Gemeinde das Grundstück am Spratzerner Kirchenweg, aus dem später die beiden Bauparzellen wurden, auf dem mein Haus und Giselas Haus stehen.

Da unsere Bauhofpferde zu wenig Futter erhielten, schlug mir der Bauhofpolizist ein zwar nach dem Bedarfsdeckungsstrafgesetz verbotenes, aber doch zweckmäßiges Tauschgeschäft vor. Er kannte einen Bauern in Mittermerking, der zum Bau seines Schweinestalles Zement bräuchte, über den wir in geringen Mengen verfügten. Wir würden dafür Hafer und Heu für die Pferde erhalten. Wir haben wertmäßig abgerechnet und getauscht. Allen war gedient! Gesetz hin – Gesetz her. Mit der Familie des Bauern Fischer entstand im Laufe der Zeit eine Freundschaft.

Im Herbst fehlten Kräfte zur Kartoffelernte. Lotte und ich halfen und bekamen als Lohn 1000 kg Kartoffeln, welche die Hauptnahrung in dem Winter 1947/48 gewesen ist.

1948

Einige Bäume, welche im Herbst auf unserem Grundstück neu gepflanzt wurden, sind gestohlen worden. Da draußen, am Spratzerner Kirchenweg, wohnt ja niemand. Die sogenannte „Rachovilla“ ist das letzte Haus und sie steht allein in einem großen Garten. Ein Amateurfunker hat im Turm dieser Villa seine Station und als erster in Österreich die SOS Rufe der untergehenden Titanic empfangen.

Wir haben den großen Grund nun allseitig mit gekreuzten Rundholzlatten auf Holzstehern eingezäunt, weil dies am Billigsten war. Aus Vibroziegeln, eine Ziegelart aus Ziegel und Zement haben wir ein Schrebergartenhäuschen als Werkzeughütte gebaut.

Auch einen Brunnen mussten wir graben und einen Brunnengrander betonieren. Ich gewöhnte mir an, um 4 Uhr aufzustehen, auf den Grund zu gehen, dort bis halb Sieben zu arbeiten, rasch nach Hause zum Frühstück zu kommen und dann in´s Büro zu gehen. Nach

Büroschluss ging es dann mit der Gartenarbeit gewöhnlich weiter.

Magdir. Dr. Schinnerl empfahl mir danach der St. Pöltner Wohnungsgenossenschaft beizutreten. Die Gemeinde verkaufte der Genossenschaft die an meinen Baugrund angrenzenden Ackerflächen und wurde diese parzelliert.

Nach meinem, für die Bedürfnisse meiner Familie, entworfenen Siedlungshausplan, wurden nun die ersten Häuser, vom „Typ Lotte“ am Kirchenweg vorbereitet.

Die Siedler sollten die Kellergeschoße samt der Kellerdecke selbst herstellen. Das Haus sollte so einfach wie möglich durch Firmen errichtet werden. Das Dachgeschoss konnte später von den Siedlern selbst ausgebaut werden und sollte das Haus leicht vergrößerbar sein.

Diesen Vorstellungen entsprach der Typ „Lotte“, den ich eigentlich nur für die Bedürfnisse meiner Familie entworfen hatte.

Ich wusste nicht, wie ich das Geld für den Bau auftreiben würde, aber wir begannen!

Die Genossenschaft reichte beim B. W. S. Fond um ein Darlehen für die zehn Siedlungshäuser ein.

Am 14. Februar starb Tante Themis an Krebs. Sie war von den vier Schwestern meiner Mutter die Mittlere. Als sie starb, war sie 73 Jahre. Mit ihrem Tod war wieder ein Teil Jugend und ein Teil meiner Wiener Geschichte verloren. Onkel Hermann blieb allein in der Wohnung,

in der Schüttelstrasse 77, im 2. Bezirk. Die langjährige Bedienerin Aloisia betreute ihn.

Seit der Erkrankung meiner Mutter im Jahre 1928, halfen uns Tante Themis und ihre Schwestern. All monatlich unterstützten sie Mama finanziell. Ich musste dann jeden Monatsanfang meine Runde von Tante Themis zu Tante Emma und Tante Stepha machen. Als Mama im Jahr 1928 aus dem Wilhelminenspital, wo sie 9 Monate lang lag, bettlägerig entlassen wurde, nahm Tante Themis sie auf, und legte sie ins Kabinett, wo sie aufrecht lag, und pflegte sie. Dort ereilte meine Mutter auch die Nachricht vom Tod meines Bruders Hugo.

Als ich dann im Jahre 1929 zu studieren begann und in der Obkirchergasse wohnte, nahm ich Mama zu mir. Aber all monatlich machte ich meine Runde von Tante zu Tante, um die Unterstützung, die sie uns gaben, zu holen. Jeden Freitag war ich bei Tante Themis zu Mittag eingeladen. Sie kochte hervorragend. Für mich war es immer wieder schön, in einer gepflegten Wohnung an einem schön gedeckten Tisch zu sitzen und von Tante und Onkel gepflegt zu werden.

Nach dem Essen musste ich Ruhe geben, da Tante Themis sich zu einem Schlaferl niederlegte, während Onkel Hermann sich ins Nachbarzimmer begab, um die Mathematikschularbeiten zu verbessern. Ich saß in meinem großen, grob gezimmerten Fauteuil und las meistens im Meyers Lexikon.

Als wir noch Kinder waren, veranstaltete Tante Themis und Onkel Hermann am Stephanitag eine eigene Weihnachtsfeier. Onkel und Tante waren kinderlos. So luden sie die Kinder aus der großen Familie zu sich. Trude, Xandl, (die Töchter Tante Stephanies) und meine Schwester Edith mit ihren Kindern und Kinder aus dem Bekanntenkreis.

Onkel hatte immer einen Christbaum, der bis zur Zimmerdecke reichte und der übervoll behangen war.

Als wir schon größere Kinder waren, durften wir mithelfen, den Zucker einzuwickeln und die Bindfäden an Zuckerln und Bäckerei zu knüpfen. Die so vorbereiteten Süßigkeiten wurden nach Gattungen getrennt, auf Tellern gesammelt. Onkel aber schmückte den Christbaum in tagelanger Arbeit selber. Die Bescherung am Stephanitag war dann immerhin so schön, wie am 24. Dez. zu Hause.

Nach Tante Themis Tod lebten nur noch die älteste und die jüngste der fünf Schwestern, meine Mutter und Tante Stepha. Die drei mittleren Schwestern waren kinderlos und starben alle an Krebs.

Lotte ergab sich in ihr Schicksal, ein viertes Kind zur Welt bringen zu müssen, nachdem sie einige Monate vergeblich damit haderte. Solange es nur ging, verbarg sie ihren Zustand vor ihrem Vater, der auf mich gar nicht gut zu sprechen war. Aber als dann am 14. Juni un-

sere liebe Elisabeth zur Welt kam, war sie doch glücklich, ein liebes Mädel zu haben.

Elisabeth kam mit Hilfe einer Hebamme in der Handel-Mazzetti-Straße zur Welt. Ich durfte dabei sein und war überglücklich, eine so große Familie zu haben. Mutti ist sicher noch glücklicher gewesen. Noch im selben Jahr schreibt sie in ihr Kindertagebuch: „Meine kleine, liebe Elisabeth, wie gern hab ich dich nun doch, obwohl du nicht hättest kommen sollen...!“

Die Zeit kannte noch keine Pille und keine sicheren Verhütungsmittel. Auch war ich sicher kein schlechter Familienerhalter, aber wahrscheinlich ein sexuell nur mäßig gebildeter, junger Mann.

So kam, aus Sorge vor einem fünften Kind, nun eine Zeit der Enthaltensamkeit, weil ich keinem Verhütungsmittel mehr traute. Damit kam aber auch eine Zeit der gewissen Unzufriedenheit, die lediglich durch die viele Arbeit, die wir beide hatten, gedämpft wurde.

Im September ernteten wir von meinem eigenen Grund bereits Kartoffeln und lagerten sie ein. Am 1. Oktober können wir unseren zehnten Hochzeitstag feiern. Fünf von den vergangenen Jahren war ich Soldat in Russland, in Frankreich und in Amerika in Gefangenschaft.

Unsere Wohnung, mit allem was wir besaßen, wurde in Nürnberg zerbombt. Zum Glück sind

wir wieder beisammen, alle Kinder sind gesund und wir haben ein Dach über dem Kopf, Arbeit zum Überleben, eine Zukunft vor uns und sind glücklich.

Aber das Glück bleibt nicht lange ungetrübt. Am 16. Dezember erkrankt Lotte und muss ins Spital, bleibt dort über Weihnachten und Neujahr, Gott sei Dank, gut betreut von Schwester Ulgisa und den Ärzten.

Im nächsten Jahr erhalten wir sie wieder gesund zurück. Die Weihnachten war ohne Mutti traurig. Opa Hauk und seine Frau Finni halfen, so gut sie konnten. Mutti hatte sich in der langen Zeit, wo sie im Spital lag, nach Abklingen der akuten Krankheitsphase, mit Schwester Ulgisa angefreundet.

Ich habe noch im Dezember die Bundesbaudienstprüfung abgelegt und war im Bauamt mit dem Bau der Heizzentrale und der Aufstockung des Prosekturgebäudes beschäftigt.

Unser Hausherr – Wolframs Lehrer Knörzinger – bemerkt, dass Wolfram schlecht sieht. Ab nun muss Wolfram Brillen tragen.

Im August verlassen Viki und Hansi Sonthofen. Lottes Pausramer Verwandte wurden, nach ihrer Vertreibung durch die Tschechen, aus Pausram in Odenwald angesiedelt.

Das erste Kind Ediths, der jüngsten Tochter meiner Schwester, ist ein mongoloides Kind.

Das Modell der zukünftigen Hauptschule ist fertig und wird ausgestellt.

1949

Bei Jahresbeginn liegt Lotte wegen Scharlach noch im Spital und bleibt bis zum 26. Jänner dort. War das eine Freude, Mutti wieder zu Hause zu haben. In den letzten Wochen im Spital, hatte sich Lotte mit einer der geistlichen Schwestern, Ulgisa, angefreundet, hat für karitative Zwecke gestrickt und geholfen, wo sie nur konnte. Die liebe, etwas dickliche Schwester Ulgisa, hat später entscheidend bei der Errettung unserer an Kinderlähmung erkrankten Kinder mitgeholfen.

Nun war also Mutti wieder da und konnte das Ölbild Giselas, das ich während ihrer Krankheit gemalt hatte, bewundern und sich freuen, wieder bei uns zu sein.

Im März geht sie aufs Gschwendt; auf den Eibl und Göller Schifahren.

Im April werden unser Gartenhäuserl und der Gartenzaun baubehördlich kommissioniert.

Lottes Tanten, Olga und Minna, besuchen uns, ebenso Onkel Viktor Trautmann. Und Opa Hauk hilft uns beim Erdäpfel legen.

Wolfram hat die erste Kommunion. Am selben Tag wurde er von einer Eule, die aus ihrem Nest aus einem hohlen Kastanienbaum auf-flog, angegriffen. Der Kastanienbaum stand links neben der Einfahrt im Kaltbad. Im Nest lagen junge Eulen. Die Tiere waren sehr lieb anzusehen. Leider müssten die Eulenmutter und die Kinder wegen Tollwut getötet werden. Mein Chef, Magistratsdirektor Dr. Schinnerl, hat uns zu sich eingeladen. Er wohnte neben dem Haus des Herrn Knörzinger, in dem wir unsere Wohnung hatten. Schinnerl hatte eine Tochter im Alter Wolframs. Im Amt war er nicht sehr beliebt, weil er etwas unentschlossen und ängstlich war. Ich konnte aber andererseits oft beobachten, wie sein Freund, Bürgermeister Dr. Steingötter gerne dazu neigte, ihn für alles und jedes verantwortlich zu machen, sodass ich zu verstehen begann, dass Dr. Schinnerl sehr genau und vorsichtig war und sich bemühte, nur ja nicht vom Buchstaben des Gesetzes abzuweichen. Er meinte öfter, ich hätte nur einen Fehler, der aber von Jahr zu Jahr geringer würde, ich sei eben zu jung.

Ich selbst lernte durch ihn mich streng an das Statut und die dazu erlassenen Ausführungsbestimmungen zu halten und durch unseren damaligen Rechnungsdirektor Kastl lernte ich mir alle Aufträge von Vorgesetzten schriftlich bestätigen zu lassen. Es erschien mir dies an-

fänglich als zu großes Misstrauen, vom Bürgermeister zu verlangen, er möge jede Anordnung in einer Aktennotiz unterschreiben, habe es verlangt und später nie bereut.

Andererseits habe ich auch von meinen Untergebenen verlangt, sie mögen sich meine Anordnungen bestätigen lassen, widrigenfalls ich sie auch abstreiten könnte. Das war auch für mich gut, weil ich so verhindern konnte, dass Misserfolge, an denen ich nicht schuld war, mir nicht in die Schuhe geschoben werden konnten.

Im Juni wurde ich pragmatisierter Beamter und somit unkündbar.

Damit war unser Leben gesichert.

Im Juli wird Irmgard krank und kommt mit Verdacht auf Diphtherie ins Spital. Von den höher gelegenen Fenstern des ebenerdigen Spitalzimmers im Pavillon 4, waren Bänke aufgestellt, damit Besucher ihre erkrankten Kinder von außen sehen konnten. Das zweijährige Kind war das erste Mal von zu Hause fort. Der Schwester war es gerade gelungen ihre Tränen zu stillen. Wir wollten, auf der Bank stehend, nur einen kurzen Blick auf das Kind werfen und ungesehen bleiben. Das aber gerade misslang und Irmgard rief mit tränenerstickter Stimme, die uns durch Mark und Bein ging: „Mutti da, bitte Puppi mit!“ Es wurde uns schwer, das weinende Kind zu verlassen. Gott sei Dank, hat sich der Verdacht auf Diphtherie

nicht erhärtet und Puppi konnte nach wenigen Tagen wieder das Spital verlassen. Sie wurde auch von den wirklich an Diphtherie erkrankten Mitpatienten nicht angesteckt.

Im Urlaub und in den Morgenstunden arbeitete ich von 4.⁰⁰ bis 7.⁰⁰ am Bau vom Keller unseres Siedlungshauses.

Vom 27. 8. bis 1. 9. sind Hansi und Viki zu Besuch da. Wir fahren mit ihnen am 29. 8. nach Puchenstuben. Die Familie - Lotte, die Kinder, Opa, Oma und Hansi mit der Mariazellerbahn, Viki mit mir auf dem schwarzen Puch-Motorrad.

Wolfram ging in die dritte Klasse Volksschule in der Grillparzer-Straße, Gisela in die erste Klasse, Irmgard und Elisabeth waren noch zu Hause.

Meine Mutter lebte bei meiner Schwester in Mautern. Ich fuhr sie öfter mit dem Motorrad besuchen.

Bei der Rückkehr von einem dieser Besuche war ich in Gedanken versunken, weil Mama so allein in Mautern unglücklich war. Als ich zur Eisenbahnkreuzung beim Steinbruch Zahiri zwischen Meidling im Tal und Statzendorf kam, sah ich die Lichter auf mich zukommen, nahm aber nicht wahr, dass diese Lichter zu einer Lokomotive gehörten. Ich fuhr über die Kreuzung und in Sekundenbruchteilen später kam der Zug. Ich bin so erschrocken, dass ich mein Motorrad anhalten, und den nachträglichen Schreck abklingen lassen musste.

So, dachte ich, dann wieder etwas ruhiger geworden, ich hätte überfahren werden können und später wäre das Unglück von Niemanden zu erklären gewesen. Ich war nicht alkoholisiert, nicht übermüdet, die Lichtverhältnisse waren klar, kein anderes Straßenfahrzeug hat mich behindert und Grund zum Selbstmord hatte ich auch keinen. Dennoch hätte es nach Selbstmord ausgesehen.

Im Oktober setzten wir dann das Gros der Bäume im Garten. Eine Reihe Buschbäume entlang der westlichen Grundgrenze und weitere vier Reihen. Viele Apfelbäume, weil Lotte so gerne in ihrer Jugend Äpfel aß.

Meine 20-jährige Maturafeier fand am 19. November in Wien statt.

Am 20. Dezember – ich war im Büro – rief mich die Polizei an, dass Irmgard überfahren worden sei. Sie rief auch Lotte zu Hause an und gab zwar dienstlich korrekt, dennoch unmenschlich, Lotte die Auskunft, dass das Kind Verletzungen unbestimmten Grades erlitten hatte. Lotte lief, ohne anzuhalten, von der Handel-Mazzettistrasse 9 in die Wiener Straße zur Drogerie Schneeberger, wo sich das Unglück ereignet hatte. Ich war schon da, weil es vom Rathaus dorthin viel näher ist. Wir hatten damals ein Dienstmädchen als Haushilfe, welches mit den drei Mädchen in die Stadt geschickt worden war, um einzukaufen. Elisabeth saß im Kinderwagen vor der Auslage der Drogerie Schneeberger, Irmgard und Gisela

standen daneben, während das Mädchen in die Drogerie einkaufen ging. Nun ist gegenüber der Drogerie, auf der anderen Straßenseite, das Spielzeuggeschäft Singer. Gisela lief plötzlich, ohne zu schauen, zum Spielzeuggeschäft. Später folgte auch die alleingelassene Irmgard. Sie lief direkt in ein Lastauto, das vom Riemerplatz kam, wurde von dessen Vorderrad am Kopf erfasst und Gott sei Dank, zur Seite geschleudert, ohne schwer verletzt zu werden. Meine arme Frau war einem Nervenzusammenbruch nahe und zitterte noch im Rathaus am ganzen Körper, wo wir Irmgard wuschen und die Kleider reinigten.

Nach dem Weihnachtsfest ging ich ins Spital zu Primarius Dr. Haardt, um meine Nasenscheidewand, die Nasenmuschel, operieren zu lassen. Die Operation war ein voller Erfolg. Während ich vorher dauernd verkühlt war, immer eine verstopfte Nase hatte und durch den Mund atmen musste, sehr nasal sprach, bekam ich nachher eine klare Stimme und litt selten an Verkühlungskrankheiten.

Für den Beginn des Haupschulneubaues wurde im Jänner der Pächter Fürst gekündigt, damit die alten Gassenhallen frei werden.

Die Heizzentrale am Mühlweg geht am 20. 1. in den Dauerbetrieb.

Am 24. 3. : Prof. Drobil schafft das Denkmal für die Opfer des KZ und den Verfolgten der NS Herrschaft auf dem Friedhofvorplatz. Es

soll das Leid, das die Gewalt bringt, ausdrücken, aber nicht neuen Hass begründen. Die trauernde Frau ist ein gutes Symbol.

Prof. Molzer berechnet die Träger und Fundamente für die Umgestaltung und Entfernung der Pfeiler aus dem Kremserstrassendurchlass, welche die Fahrbahn verengen.

Prof. Deiss legt die Entwürfe für ein Nadelbachrückhaltebecken und für die Verrohrung des Nadelbaches vor. Am 16. 8. tritt der Nadelbach aus seinen Ufern und überschwemmt die Grillparzerstrasse und die angrenzenden Seitenstraßen. Das über die Straßeneinläufe ins Kanalnetz eindringende Wasser überschwemmt die Hauskeller noch in großen Abstand vom Nadelbach und vernichtet Lebensmittellager des Konsums.

Am 7. 9. wird der hölzerne Steg über die Westbahn im Zuge der Eichendorfstrasse kommissioniert. Prof. Molzer hat ihn berechnet, die Fa. Gröbl gebaut. Die Fa. Wohlmeyer errichtete die Widerlager. Er soll den Bewohnern des Eisbergs einen kurzen Zugang zum Friedhof ermöglichen und wurde außerhalb des Raumes, den eine spätere Brücke brauchen würde, errichtet, um einen Brückenneubau nicht im Wege zu stehen.

Am 26. 12. wird die durch Aufstockung und Umbau erneuerte Prosektur in Betrieb genommen.

1950

Nach dem Heiligendrei Königsfest, am 7. Jänner, werde ich nach meiner Nasenscheidewand- und Mandeloperation aus dem Spital entlassen. Ich fühle mich recht wohl und kann nach einer Woche Krankenurlaub auch wieder Dienst machen. So komme ich gerade am 20. 1. rechtzeitig zur Eröffnung der neu aufgestockten Prosektur. Dozent Dr. Köberle hat unter widrigsten Umständen während der Bauzeit im Keller des Gebäudes seinen Dienst versehen. Ich habe den unangenehmen Geruch gar nicht ausgehalten.

Ehe wir die Erdgeschoßräume wegen der Bauarbeiten benötigten, konnte ja der Sezierraum noch benützt werden. Als ich einmal gegen Mittag im Sezierraum etwas messen musste, stand Dr. Köberle gerade an einem der Seziertische, umringt von Schwesternschülerinnen, und hielt in der linken Hand eine Kinderleiche, wie man eben ein Kleinkind, so halb sitzend, hält, dessen Bauchhöhle eröffnet und

von seinen Organen entleert war. Ich musste, obwohl ich doch im Krieg Schreckliches genug sah, mich beeilen und den Raum verlassen. Ich fühlte, mir drohte schlecht zu werden. Von nun ab vermied ich es, so gut ich konnte, in die Prosektur zu gehen.

An diesem Tag, zu Hause angelangt, habe ich meine Kinder geküsst und mich ohne Mittagessen zu Bett gelegt.

Nun also war das Gebäude fertig und man konnte dort ordentlich arbeiten. Heute, im Jahr 1982, also nach 32 Jahren, ist es noch im gleichen Zustand und hat seine Aufgabe erfüllt.. Dozent Dr. Köberle blieb leider nicht mehr lange. Er nahm eine Berufung nach Brasilien an die Universität in San Paolo an. Dr. Lehner übernahm nach ihm die Leitung der Prosektur. Heute steht das Gebäude im Schatten des großen Krankenhausneubaues und wird, sobald Ersatz geschaffen, abgerissen werden müssen. Damals, in der Zeit der Besatzung, des Geld- und Baustoffmangels, war der Umbau eine große Leistung.

Der Winter war schneereich. Wir konnten in der Umgebung Skifahren und gingen mit Wolfgang und Gisela auf die Rudolphöhe und auf den Kaiserkogel. Lotte konnte den Kindern manches lernen. Ich nicht. Ich habe nie richtig Schifahren gelernt. In der Mittelschulzeit fehlte das Geld und in der Zeit unserer jungen Ehe in Nürnberg auch.

Als wir uns damals, im Jahre 1940, einmal auf eine Woche nach Tannheim in Bayern zu einem verbilligten Skikurs anmeldeten, war die halbe Woche verregnet.

Nur während meines Aufenthaltes in Regensburg, im Winter 1942/43, habe ich Gelegenheit gehabt, im Bayrischen Wald eine Woche lang Langlauf zu üben. Mit einem Wort, ich konnte nichts und da ich auch nicht gerade gertenschlank war, hatte Gisela bald für mich den Spottnamen „Benzinfass“ bereit.

Wolfram hatte damals mit der Nase zu tun und musste zur Nasenspülung ins Krankenhaus.

Der Februar gehörte bereits den Bällen. Krankenhausball, Gschnasfest und Stadtball wurden innerhalb einer Woche besucht. Die Stadtsäle waren von den Russen besetzt. Der einzige große Saal war der Leitner'sche Saal in der Wiener Straße, in dem heute die Tanzschule untergebracht ist.

Zu essen und zu trinken gab es fast nichts. Nichts - desto weniger waren die Feste von einer ausgelassenen Fröhlichkeit, wie wir sie später nicht mehr fanden. Damals lernten wir die Familie Dr. Bodart kennen, mit der uns seither eine innige Freundschaft verbindet. Dr. Bodart war Primarius an der internen Abteilung des Krankenhauses geworden. Der Krankenhausball fand in den Räumen des Hotels Bittner statt.

Bei Eintritt der Schneeschmelze, Ende Febru-

ar, begann dann die Arbeit am Haus in der Dr. Micalgasse, die damals noch Hammergasse hieß.

Am 18. Februar habe ich mit dem Erdaushub begonnen. Am 5. März das Schnurgerüst aufgestellt. Am 17. April war die Bauverhandlung und am 25. April fand die Besprechung mit den ersten 10 Siedlern statt.

Am 1. Mai habe ich die Fundamente zu betonieren begonnen. Am 7. Mai schalte ich die Kellerwände ein. Die Arbeit war nicht sachgemäß. Ich hatte nicht genügend Geld um ordentliches Schalholz zu kaufen, sondern konnte nur mit Brettern, statt mit Pfosten schalen. Auch die nötigen Staffeln fehlten und natürlich auch die praktische Erfahrung. So ist es nicht verwunderlich, dass die Mauern nicht ganz gerade und ebenmäßig geworden sind.

Die Arbeit an der Baustelle wurde selten unterbrochen. Ich war im Urlaub vom 11. Mai bis zum 2. Juni am Bau und als Viki und Hansi zu Besuch kamen, konnte Viki schon bei der Kellerdeckenschalung helfen.

Der Betriebsausflug am 18. und 19. Juni zum Leopoldsteinersee, unterbrach die Arbeit für 2 Tage und eine Nacht. An ihm nahm auch mein Neffe Dr. Hans Tomandl und seine Frau Eva teil. Hans war unabhängig von mir beim Magistrat als Jurist angestellt worden und hat eine nette Wohnung im Hause Schulpromenade mit seiner Familie bezogen. Im Amt be-

kleidete er die Stellung eines Leiters der Abteilung für allgemeine Verwaltung.

Am 10. Juni lud er uns zu einem netten musikalischen Abend ein, an dem er Klavier spielte, während Dr. Hans Wihl geigte. Dr. Hans Wihl war Geometer und mir aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft bekannt. Als ehemaliges Mitglied der NSDAP durfte er nur in untergeordneter Tätigkeit arbeiten und war Angestellter eines Zivilgeometers im Marchfeld. Durch meine Intervention gelang es, ihn als Geometer zu mir ans Bauamt zu holen. Er fand eine nette Untermietwohnung in der Maria Theresienstraße bei Frau Magister Dr. Richter und war von da an unser ständiger Gast.

So verging das Jahr mit der Arbeit am eigenen Haus. Es gab bereits Würstelstände, Wein und Bierzelte, Ringelspiel und Schießbuden und viel Volk, das nach Belustigungen ausgehungert war. Uns ging' s ähnlich.

Nach einem Eröffnungssessen bei Pittner, an dem der Gemeinderat teilnahm, welches sich an die vormittägige Eröffnung der Ausstellung anschloss, wurde das Volksfest besucht. Architekt Heintschel, der die Hauptschule entworfen hatte, einige Stadträte und ich saßen bei Pittner etwas länger bei Tisch, bis der Holzschneider Kellner, der sein Pferd vor einen Landauer spannte, uns holte und ins Volksfestgelände fuhr. Schon das längere Sitzen bei

Pittner hatte uns fröhlich gestimmt. Der Besuch der Bier und Weinzelte tat sein übriges. Mit Einbruch der Dunkelheit saßen wir schunkelnd mit weiblichen Wesen bei lauer Luft und Militärmusik unter den Bäumen des Hammerparkes. Architekt Hentschel, der mir seinen neuen Homburg aufgesetzt hatte, fand ihn mit Senf beschmiert bei einem Würstelstand wieder. Als mich einmal eine innere Stimme doch zur Heimkehr mahnte, gelang ihr dies nur bis zu einem Tisch, an dem einige Ärzte des Krankenhauses standen, wo sie aus großen Krügen Wein tranken und mich aufforderten, ihnen beim Leeren zu helfen.

Am nächsten Tag bin ich, ohne zu wissen wo ich sei, aufgewacht. Radiomusik klang einmal leiser, - einmal lauter an mein Ohr. Als ich die Augen öffnete, sah ich undeutlich meinen Neffen Dr. Tomandl am Radio singend die Lautstärke verändern, um mich wach zu kriegen. Er sollte mich nach Mautern mitnehmen, wohin Lotte mit den Kindern bereits vorausgefahren war, um den 80. Geburtstag meiner Mutter zu feiern. Schrecklich! Der Kopf!

Wie sollte ich nur hinüberkommen? Der Zug war weg. Also nehme ich das Dienstmotorrad, aber das war auch weg! Also wird ein Aussteller die Liebenswürdigkeit haben müssen, mich hinüberzufahren. Aber wie? Es findet sich keiner. – Endlich in der Not leiht mir Herr Suske, mein Bauhofsleiter, sein Puchmotor-

rad, und ich komme mit Hans und brummen-
den Kopf zum Essen nach Mautern noch zu
recht.

Lotte würdigte mich keines Blicks! Mama
macht auch nur gute Miene zum bösen Spiel!
Das Essen schmeckt mir auch nicht. Schade,
dass das schöne Fest so enden musste.

Am 4. Oktober gibt die KPÖ eine General-
streikparole aus. Ein Umsturzversuch unter
russischem Einfluss wird befürchtet. Ich muss
die Arbeiter am Bauhof zur Disziplin mahnen.

Am 5. Oktober ist der Spuck vorbei.

Das Jahresende kommt ohne besondere Ereig-
nisse herbei und wir feiern Silvester mit Hans
und Eva.

Wir haben ein Drahtmagnetophon dabei, das
mir der Siemensvertreter zum Ausprobieren
lieh. Es war lustig, zum ersten Mal seine eige-
ne Stimme zu hören. Es war aber nicht lustig,
dass ich mich im neuen Jahr langen Verhören
unterziehen musste, ob mich Siemens beste-
chen wollte.

1951

Im Jänner 1951 wird die Bauverhandlung zur Herstellung der Fernheizleitung von der Heizzentrale im Norden der Stadt zur Hauptschule, die südlich des Schulringes in Bau ist, durchgeführt.

Es ist nun soweit, dass man diesen Schritt wagt, der zu dieser Zeit in Österreich kein Vorbild hat.

Die Trasse der Fernheizleitung verläuft immer neben dem Mühlbach. Um Kosten zu sparen, wird die Leitung frei aufgehängt und nur in kurzen Strecken unterirdisch in einem Kanal geführt werden.

Jahrzehnte später wird man die Bedeutung dieses ersten Schrittes erkennen. Die Leitung zwischen Mühlweg und Johann-Gassergasse wird zur Stammleitung eines Fernheiznetzes, das im Laufe der folgenden Jahre entstehen wird.

Im Februar kann ich die ersten Hauptschulklassen im heutigen Mädchentrakt dem Bür-

germeister fertig übergeben. Der Knabentrakt und der Mitteltrakt, der die zentralen Räume aufnehmen sollte, waren noch im Rohbau.

An den fertiggestellten 8 Klassen konnte man aber schon erkennen, dass trotz der Armut in dieser Zeit solide gebaut wurde. Die Gänge wurden mit Klinker gepflastert. Die Stiegen aus massiven Granitstufen hergestellt. Es wurden Schiebefenster, die geöffnet nicht in die Klasse ragen und der Wind nicht zuschlagen kann, verwendet.

Je vier Klassen wurden mit einem Gang zusammengefügt. Zwischen je zwei Klassen wurden die Garderoben gelegt, damit kein Schall von einer Klasse zur anderen dringen kann. Alle Klassenfenster blicken zum ruhigen Garten. Die Gangfenster gehen auf die Straße.

Die Klosetts wurden jenseits der Nebenstiege angelegt, um jede Geruchsbelästigung zu vermeiden.

Die Eichentüren, die ins Freie führen, wurden mit geschnitzten Füllungen ausgestattet, die Frau Hahnl-Faerben herstellte. Eichenbrettböden liegen in den Klassen.

Die Kinder ziehen ihre Schuhe im Keller aus und gehen in der Schule mit Hausschuhen. Ihre Schuhe stellen sie in der Garderobe ab. Da nun der Heizkeller in der Hauptschule infolge der Fernwärmeverlegung nicht mehr benötigt wurde, konnte an die Planung und den Bau eines beheizten Schulschwimmbades, anstelle der Heizungsanlage gedacht werden.

Im März bespreche ich mit Herrn Ing. Richter, meinem Vorgänger, der im Ruhestand für die Buwog tätig ist, die bauliche Anordnung der Wohnhäuser für die Bundesbediensteten in der Josefstraße, gegenüber dem Gymnasium. Richte griff meinen Vorschlag, einen offenen Gartenhof zu bauen, freudig auf.

Professor Dr. Deiss wird beauftragt, die Kanalisation der Stadtwaldsiedlung zu planen. Die Siedlung war nicht kanalisiert. Der Lehmboden nimmt nur wenig Sickerwasser auf. Bei starkem Regen füllen sich die Keller der Häuser mit Wasser.

Vorratskeller und Waschküchen waren häufig überschwemmt. Der offene Graben in der Waldstraße leitete das Regenwasser in einen Kanal, der unter dem Bahngelände nach Norden führt und gab es an einen viel zu kleinen Rohrkanal in der Goldeggerstraße ab. Bei Sturzregen trat dann das Regenwasser im Praterstraßendurchlass aus dem Kanal und überschwemmte den Durchlass.

Der Bau der Praterstraße zwischen Matthias-Corvinusstraße und Praterstraßendurchlass wurde kommissioniert.

Die meisten Äcker, über die die Straße führen sollte, standen als „deutsches Eigentum“ unter russischer Verwaltung. Die Verwalter hatten kein Interesse an der Sache. So konnte die Straße, da von Grundeigentümern kein Widerstand geleistet wurde, rasch gebaut werden, weil die Bundesstraßenverwaltung über Geld

verfügte, das sie in Wiener Neustadt wegen Grundeinlösungsschwierigkeiten nicht verbauen konnte. Auch der Praterstraßendurchlass wurde in diesem Jahr kommissioniert.

Der Bau einer Feuerwehrezentrale wurde vorbereitet. Dr. Barnath sollte ihn auf dem Grundstück der ehemaligen Brauerei an der Bräuhausgasse, und dem vom Branddirektor Sommer gewidmeten Grundstück an der Schießstattpromenade planen.

Das wiederaufgebaute Wohnhaus an der Linzerstraße 10/12, das Architekt Urbanek geplant hat, ist fertig. Es sollte zu den übrigen alten Häusern passen und wurde daher nicht hypermodern geplant. Nachdem es bezogen war zeigte sich, dass bei Starkregen das Wasser aus dem Straßenkanal in den Keller zurückgestaut wurde. Wir mussten gusseiserne Rohre, die einen gewissen Innendruck aushalten, verlegen und hatten einen Beweis mehr, dass das Kanalnetz der Stadt überlastet war.

Die Kriegsschäden am städtischen Wohnhaus in der Seidengasse 3 wurden unter der Bauleitung von Bauleiter Koprax beseitigt. Auch dort ergaben sich Schwierigkeiten mit der Kanalisation, weil der Straßenkanal nur ganz seicht in der Straße liegt und kaum von der Straßendecke überdeckt wird.

Man kann also den Keller des Hauses nicht entwässern. Da aber die Kläranlage zu hoch

liegt, kann auch der Straßenkanal nicht tiefer verlegt werden.

Es müssen andere Lösungen für die Kanalisation gesucht werden.

Ing. Nemetz, der bisher die Tiefbauarbeiten leitete, verlässt das Bauamt und geht zur Stuga. An seine Stelle setze ich, gegen den Widerstand der Magistratsdirektion, Ing Steinkellner und hoffe, dass er, der bisher vorwiegend mit Vermessungsaufgaben betraut war, sich im Tiefbauamt bewähren wird.

Am 31. 7. ziehen wir in unser neues Haus in der Hammergasse (heute Dr.Micalgasse 20) ein. Jede freie Minute wurde von Lotte und mir am Haus gebaut.

Als der Keller fertig war, hat Baumeister Eberhardt, im Auftrag der Genossenschaft, das Erdgeschoss gebaut. Es wurde nach einem neuen Verfahren – Mantelbeton genannt – errichtet. Seine Wände bestehen aus einem innen und außen mit Heraklit verkleideten Betonkern.

Viele Erfahrungen lagen für dieses System nicht vor, jedoch schienen mir die Argumente, die dafür sprachen, stichhaltig zu sein.

– Hohe Festigkeit – gute Wärmedämmung – gute Wärmespeicherung – kurze Anheizzeit der Räume. Ich habe diese Eigenschaften später selbst beobachten können.

Noch im März haben wir Siedler alle die Grabarbeiten für die Verlegung der Wasser-und-Gasleitung gemacht.

Unseren ersten Tag erleben wir im Haus am 1. 8. 1951. Zwischen Küche und Esszimmer fehlte noch der Kasten mit der Durchreiche. Die Räume waren nur notdürftig möbliert. Als Bodenbelag wurde ein Schiffboden verlegt. Ein Sägespanofen sollte Wohn- und Schlafzimmer beheizen.

Die Genossenschaft hat die Arbeiten, die sie durchführen ließ, den Siedlern verrechnet. Das Haus kostete ohne unsere Eigenleistung 62.910. -S.

Der Wert der Eigenleistung an Keller, Dachstuhl betrug etwa 21.000.-S. Der Gesamtaufwand für das Haus betrug daher rund 84.000.-S.

Der Bundes-Wohn und Siedlungsbau gewährte ein Darlehen von rund 42.000.-S. Die Sparkasse in der Stadt St. Pölten gab ein Darlehen von rund 19.000.-S. Der Rest waren die Eigenleistung und Barzahlung des Siedlers.

So unvollständig das Haus noch war, soviel Arbeit für Haus und Garten noch vor uns lag, es trübte nichts unser Glück, in ein eigenes Haus einzuziehen.

Ich wagte nie zu hoffen, je ein eigenes Haus zu besitzen. Zu groß schienen mir die Kosten und die Arbeit. Ich hatte mich auch davor gefürchtet, beim Bau des Kellers und als Gehilfe bei den anderen Arbeiten selbst Hand anzulegen. Ich besaß ja keinerlei praktische Erfahrung und fürchtete mich davor, mich vor den Bau-

arbeitern als „Baudirektor“ zu blamieren. Etwas zu wissen und etwas zu tun ist bekanntlich zweierlei.

Ich hatte Glück. Die Arbeit ging mir leichter von der Hand als ich dachte und statt mich zu blamieren, erntete ich den Ruf eines Mannes, der die Dinge nicht nur theoretisch weiß, sondern auch praktisch kann.

Ich hatte auch Sorge, wegen meines Entschlusses, statt des herkömmlichen Ziegelwerkes Mantelbeton anzuwenden. Werden sich die wärmetechnischen Vorteile wirklich einstellen? Wird der äußere Heraklitmantel dauernd der Witterung widerstehen?

Nun, es hat sich alles bewährt und wir sind nun glücklich allein. Unsere Wohnung bei Knörzingers in der Handel Mazzettistrasse war ja ganz schön, aber sie war kalt. Die Kastanienbäume auf der Straße und die Obstbäume in Vorgarten und die Kletterpflanzen vor den kleinen Fenstern ließen keinen Sonnenstrahl in die Wohnung gelangen, um sie zu erwärmen. Bei schönstem Sommerwetter, wenn's draußen heiß war, fror man in der Wohnung. Schnupfen und Halsweh hörten das ganze Jahr nicht auf.

Wiewohl ich dem Hauseigentümer, der im Stock über uns wohnte, nicht Übles nachsagen kann, so war doch aus allen seinen Handlungen und Äußerungen zu spüren, wie gern er uns, die wir in die Wohnung eingewiesen

worden waren, los wäre. Er hatte zwei Söhne und eine Tochter, die studierte, für die er Platz gebraucht hätte. Begreiflich ist's, dass wir ihm im Weg waren. Das Haus war von einem schönen Garten umgeben, den aber die Kinder nicht betreten durften. So hatten wir dort zwar ein Dach über dem Kopf, aber wir waren nicht zu Haus.

Störender Kinderlärm drang natürlich aus unserer Wohnung in den ersten Stock. Lotte wurde vom Bändigen und Zurechtweisen der Kleinen müde, ständig in Sorge, Anlass zum Verdross mit dem Hausherrn zu geben.

Ich war sehr froh dem jüngsten Sohn des Hausherrn, der Zahnarzt wurde, vor einem Jahr auf seine Frage sagen zu können, dass ich, sobald unser Haus fertig sein wird, ausziehen werde und er die Wohnung für sich übernehmen könne.

Nun ist es soweit. Wir sind allein, in unserem Haus. Die Kinder können lärmern, sie können herumlaufen, im Garten spielen, wir können das Radio, so laut es uns gefällt, aufdrehen. Kurz und gut, wir sind frei.

Niemand schüttete mehr Wasser an der Basena vor unserer Wohnungstür aus, um meine Mutter zu ärgern, wie das seinerzeit in unserer Wiener Wohnung in der Obkirchergasse 22 war. Wir müssen auch nicht den von Nachbarn verunreinigten Abort benutzen. Wir müssen auch nicht noch den Lärm und Streit

der Familienangehörigen Spiegel anhören, wenn zum Osterfest Herr Spiegel das Geschirr vor den Augen seiner kreischenden Frau zer- schlägt.

Uns werden auch nicht die Wanzenkolonnen, die von den Nachbarn auf dem Fenstersims zu uns marschieren, quälen. Kein boshafter Hau- meister, dem das Neujahrgeld zu wenig war, wird Besuchern und Kindern am Haustor er- zählen, wir seien nicht zu Hause, obwohl wir da waren.

Wir sind allein und können nun unser Leben so gestalten, wie wir wollen. Es wird eine Freude sein, und sollte es Jahre dauern, jeden ersparten Groschen in Haus und Garten zu stecken, um uns und den Kindern ein gemütli- ches Heim zu schaffen. Wir werden es tun.

Im August zählen Viki und Hansi zu den ers- ten Besuchern im neuen Haus.

Mama feiert den 81. Geburtstag bei uns. Ihre Schwester, Tante Stepha, kam, um sie zu be- suchen. Beim Abschied Tante Stepha`s weinen beide, ahnend, dass sie sich kaum mehr wie- dersehen werden.

Mein Geburtstag, es ist der Vierzigste, wird mit Dr. Wihl, Hans Tomandl, mit Dipl. Ing. Rei- chert, mein Baupolizist, im neuen Haus gefei- ert.

Am 1. September wird der zweite und dritte Stock des Mädchentraktes der Hauptschule bezogen.

Die ersten zehn Siedlungshäuser vom „Typ Lotte“ in der Dr. Micalgasse waren ein Erfolg. Es meldeten sich neue Bewerber, sodass die Genossenschaft bereits am 9. Februar für weitere Bewerber, deren Häuser vorwiegend am Spratzerner Kirchenweg stehen sollten, eine erste Informationsbesprechung anberaumen konnte.

Im Mai bringen Frühjahrsschneesmelze und Regen ein Traisenhochwasser, das beinahe über die Ufer tritt und erstmals den Gedanken aufkommen lässt, dass ein zusätzlicher Hochwasserschutz errichtet werden müsste.

Die Feuerwehr drängt die Gemeinde eine Feuerwehrezentrale zu errichten, für die der frühere Feuerwehrhauptmann, der Buchdrucker Sommer, ein Grundstück an der Promenade der Feuerwehr geschenkt hatte. Dr. Barnath übernimmt die Planung. Der Landesfeuerwehrkommandant, Drechsler, der Feuerwehrhauptmann St. Pölten`s, Schmied und ich bearbeiten einen Vorentwurf. Um Sommer zu ehren, ehe er stirbt, wird ein Grundstein im Rahmen eines Feuerwehreffestes gelegt, doch verhindert der Mangel an Geld einen baldigen Baubeginn.

Die Gemeinde bemüht sich das kulturelle Leben zu fördern. Im Rahmen der Festwochen veranstaltet das Tonkünstlerorchester eine Serenade im Brunnenhof des Bistums. Abgesehen von dem großartigen musikalischen Ein-

druck, bekommt diese Veranstaltung durch den Dirigenten für Lotte und mich einen besonderen Reiz. Kurt Wöss, der Klassenkamerad von Lottes Bruder Viki, den ich in der amerikanischen Kriegsgefangenschaft traf und im Lager von Dermott ein Gefangenenorchester zusammenstellte und dirigierte, war der Leiter der Tonkünstler.

Opa Hauk und seine zweite Frau Josefine wurden von Ihrem Sohn Viktor nach Deutschland, in den Odenwald zum Besuch ihrer aus der Heimat vertriebenen Verwandten eingeladen. Dort war Opas Bruder Karl samt Frau und

Opa Hauk stammte aus Pausram, einem rein deutschen Dorf, an der österreichisch - tschechischen Grenze bei Lundenburg. Nach dem zweiten Weltkrieg haben die Tschechen alle deutschsprechenden Bürger verjagt und ihnen ersatzlos Grund und Boden enteignet.

Ich hatte viele Jahre später Gelegenheit mit Opa sein Elternhaus zu besuchen. Es wurde von einem Mann allein bewohnt und kaum erhalten.

Mit Hans Tomandl, meinem Neffen, der ohne mein Zutun und unabhängig von mir Angestellter des St. Pöltner Magistrats wurde und dort die allgemeine Rechtsabteilung leitete, sowie dem Kriegskameraden und Leiter des Vermessungsamtes im Bauamt, ergab sich ein engerer familiärer Kontakt mit gegenseitigen Besuchen.

Der Direktor des Krankenhauses, Dr. Felix Bodart, dem Leiter der Stadtwerke, Dir. Rudolf Kaliwoda, der Zahnarzt Dr. Kurt Hanke und ich spielten fast monatlich miteinander Tarock. Unsere Frauen benutzten die Gelegenheit zu einem Plauscherl. Die letzte Partie fand dieses Jahr, am 15. Dez., bei Bodart statt.

1952

Das Jahr 1952 begann mit einem Besuch der Familie Dr. Schmidl bei uns. Es kamen auch unsere lieben Bauersleute aus Mittermerking zu Besuch.

Wir waren Gäste von Dr. Tomandl in der Schulpromenade-Wohnung.

Am 27. Jänner, einem Sonntag, machten wir einem Schiausflug auf den Kaiserkogel. Wir fuhren mit den Kindern – Wolfram und Gisela, mit der Bahn nach Rotheau und marschierten dann über Eschenau auf den Kaiserkogel, von dem eine Abfahrt ins Plambachtal ging und nach einer Überquerung des Plambacheckes kamen wir ins Pielachtal nach Hofstetten-Grünau, von wo wir wieder mit der Mariazellerbahn nach Hause fuhren. Für mich, als ganz ungeübter Schifahrer, war dies eine Gewalttour, Lotte und die Kinder taten sich leicht. Gisela ernannte mich zum „Benzinfass“. Leichter als das Schifahren fiel mir das Tanzen auf dem Feuerwehrball, dem Baumeisterball

und dem Stadtball. Veranstaltungen, die nun langsam Format erhielten und beim „Leitner“ in der Wiener Straße, in der Jahnturnhalle und beim Pittner in der Kremsergasse abgehalten worden sind.

Die Stadtsäle waren von den russischen Offizieren als Casino in Anspruch genommen und für Österreicher gesperrt. Auch der „Schießstattring“ vor den Stadtsälen und der kleine Park gegenüber waren abgesperrt und nur den Russen vorbehalten.

Im Urlaub, im April, bauten wir unseren Hühnerstall und im Mai einen Zaun aus Rundhölzern rund um unser Grundstück. Ende Mai wurde die Bauhütte abgerissen.

In die erste Jahreshälfte fielen aber auch dienstlich wichtige Ereignisse. Die ersten zehn Siedlungshäuser vom „Typ Lotte“ waren ein solcher Erfolg, dass die Genossenschaft beschlossen hat, weitere 15 Häuser auszuschreiben und zu bauen.

Die ersten 10 Siedlungshäuser wurden abgerechnet.

Die Bewilligung zur Inbetriebnahme des Kesselhauses am Mühlweg wurde erteilt. Und von entscheidender Bedeutung war auch die endgültige Festlegung eines Bauplatzes für das neue Gymnasium an der Josefstrasse. Diese Entscheidung war nicht leicht, wollten doch Professoren und Schüler des alten Gymnasiums am Schillerplatz, dass das neue Haus

an Stelle der ehemaligen Hauptschule, auf dem Platz, wo heute das Forumkaufhaus steht, gebaut werden soll.

Der städtischen Bauverwaltung, also dem Vizebürgermeister und mir, schien es aber unzweckmäßig eine neue Schule unter beengten Verhältnissen zu errichten.

Wir hätten diesen Platz lieber als Grünanlage am Rande der dicht verbauten Altstadt gesehen.

Wir schlugen daher den heutigen Gymnasiumstandort vor, der die entsprechende Größe hatte, und der Gemeinde gehörte. Bundeskanzler Figl, sandte dann zur Begutachtung Handelsminister Dr. Bock nach St. Pölten, der kurzerhand zu Fuß die beiden Bauplätze besuchte und dem großzügigen Projekt den Vorzug gab.

Die Errichtung des Gymnasiums am südlichen Rand des damals verbauten Gebietes, hat für die Stadt viel bedeutet. War bis dahin in der Vorstellung der St. Pöltner nur die Altstadt von Bedeutung, die von einigen Wohngebieten im Norden und Süden ergänzt wurde, so hat nun das Gymnasium eine Achse entlang der Josefstrasse entstehen lassen, an deren Ende das Gebäude stand.

Für das Gymnasium musste eine Autobusverbindung, vom Bahnhof ausgehend, geschaffen werden.

Gegenüber dem Gymnasium wurde für die

Professoren von der Bundesgebäudeverwaltung eine Wohnhausanlage gebaut.

Wegen des Gymnasiums mussten die Schrebergärten, die auf dem Bauplatz waren, verlegt werden. Sie sind nun auf dem Kollerberg, versteckt hinter einer Baumkulisse.

Das Gymnasium hat die rasche Entwicklung der Stadt nach dem Süden und die Entstehung eines Siedlungsschwerpunktes in seiner Nähe begünstigt.

Im Juni wird Wolfram gefirmt.

Die Praterstrasse wird dem Verkehr übergeben. Eine wichtige Entscheidung beginnt zu reifen. Das Kanalgesetz, nach dem die Gebühren für den Anschluss und die Benützung des Kanals geregelt wird, ist veraltet. Grundlage für die Gebühren war die Zahl der angeschlossenen Aborte.

Ich wurde, als Vertreter der Stadt zu den Beratungen beim Amt der Landesregierung zugezogen, die unter der Leitung von Regierungsrat Dr. Prader, dem späteren ÖVP Heeresminister, standen.

Ich hatte die Idee, die Gebühren von der Menge der in den Kanal eingeleitenden Regenwässer und von der Menge der Schmutzwässer abhängig zu machen und kam zur Formel: Gebühr = Einheitssatz x Berechnungsfläche, wobei als Berechnungsfläche die verbaute Fläche und ein Anteil der unverbauten Fläche anzunehmen sei. Etwa so, wie die Regenabflußmen-

ge proportional der verbauten Fläche und der mit einem Koeffizient multiplizierter unverbaute Fläche ermittelt wird.

Die Verschmutzung sollte durch Vervielfachung der verbauten Fläche mit der Stockwerkzahl, aber degressiv berücksichtigt werden.

So entstand die Formel:

Berechnungsfläche = $\frac{\text{Stockwerkzahl}+1}{2}$ x verb. Fläche + 0,15 Grundstücksfläche.

Der Einheitssatz sollte auf den Kosten des Durchschnittskanals aufbauen.

Also auf dem Verhältnis:

Gesamtkanalisationskosten / Kanallänge und so bemessen werden, dass etwa 2/3 der Gesamtkanalisationskosten durch Gebühren erhoben werden können, wenn alle Grundstücke angeschlossen waren.

Diese Formel fand Eingang im NÖ Kanalgesetz und ist die finanzielle Grundlage aller seither erbauten Kanalisationen.

Am Donnerstag, den 24. Juli kommen Ministerialrat Liepohl und Hofrat Ondi unerwartet nach St. Pölten und besichtigen eine Trasse für die Verlegung der Bundesstraße 1 zwischen Mayermühle und Purkersdorferstraße. Man denkt an eine geradlinige Fortführung der von Westen in Richtung Wien führenden Wiener Bundesstraße, die südlich der heutigen Traisenbrücke, über eine neue Traisenbrücke geführt werden soll und im großen Bogen in

die Stattersdorferstraße einmündet. Etwa dort, wo heute die Purkersdorfer-Stattersdorferstraße und die Wiener Bundesstraße zusammenstoßen.

Am 5. 8. fand dann eine Besprechung bei Landeshauptmann Kargl in Wien statt, der uns eröffnete, dass er diese vom Ministerium vertretenen Trasse nicht gut heißt, weil er glaubt, dass das Ministerium nicht über die Mittel verfügt, die neue Brücke und die anschließenden Straßenstücke zu bauen. Seiner Meinung nach, beabsichtigt das Ministerium durch die aufwendige Planung und die daraus gewonnene Erkenntnis, dass das Projekt zu teuer sei, Zeit zu gewinnen.

Der Druck der öffentlichen Meinung, dass der alte Zustand geändert werden müsste, bestand zu Recht. Die alte Bundesstraßenbrücke über die Traisen war ein Stahlbogentragwerk mit etwa 50 m Spannweite. Auf ihr lag auch das Straßenbahngleis der St. Pöltner Straßenbahn. Die freie Fahrbahn reichte nur für eine Fahrspur. Wenn ein Straßenbahnzug, besonders dann, wenn ein solcher der Eisenbahngüterwagen führte, die Brücke passierte, war der Fahrzeugverkehr immer erheblich gestört. An die Stahlbrücke schlossen sich an beiden Ufern Stahlbetonbrücken an, die den Überschwemmungsraum auf Pfeilern überbrückten, aber so wie die Flutbrücke zu schmal waren.

Bürgermeister Dr. Steingötter, Magdir. Dr. Schinnerl, Rechnungsdirektor. Kastl und ich kamen nach Wien, um die Zusage zu überbringen, dass die Gemeinde für die neue Brücke im Zuge der vom Ministerium geplanten Trasse, die Kosten der Gehsteige in der Höhe von zehn Mio. S übernehmen würde.

Dr. Steingötter, der allein zu LH Kargl ging und uns mittlerweile im Gasthaus am Michaelerplatz warten ließ, kam laut lachend zurück und meinte, Kargl würde sich mit uns und seinen leitenden Beamten im Kaffee Arabia treffen. Dort erklärte er uns dann folgendes: Nach seiner, Kagels, Meinung würde diese große neue Brücke, zu der wir zehn Mio. S zu zahlen wollen, nie gebaut werden, weil das Geld hierzu fehlt. Er schlägt daher vor, neben der bestehenden Brücke eine neue, nur für die Straßenbahn, zu bauen. Diese kostet viel weniger und hätte Aussicht verwirklicht zu werden. Die Gemeinde möge sich entscheiden!

Man stelle sich nur vor, wie das ausgesehen hätte! Diese beiden, verschiedenen Brücken nebeneinander! Und wie hätte man an den Brückenköpfen die Straßenbahn aus dem Straßenverkehr herausgelöst, um sie auf die neue Brücke zu leiten?

Aber auch die großzügige Lösung des Ministeriums hatte außer dem schwerwiegenden Nachteil, dass sie vielleicht wegen Geldmangels nicht gebaut werden würde, den erheblichen

Nachteil, dass dann die alte Eisenbrücke mit dem schlechten Pflaster, der Gemeinde zur alleinigen Erhaltung übergeben worden wäre und wegen ihres schlechten Zustandes später einmal von der Gemeinde allein erneuert werden müsste.

Wozu sollte sich die Gemeindedelegation entscheiden?

Da kam mir der Gedanke, dass es am billigsten wäre, die Pfeiler der Vorlandbrücken nur geringfügig zu verbreitern, da sie ohnedies breiter als die alte Fahrbahn dies erforderte waren. Das bestehende Betontragwerk einfach zu verbreitern und über eine in Flussmitte neu zu bauenden Pfeiler, nach Abbruch der Stahlbrücke, eine Betonbrücke mit halber Spannweite der Stahlbrücke zu bauen. Hofrat Beckmann und Hofrat W..., der Brückenbaureferent und der Straßenreferent der NÖ Landesregierung, beurteilten den Vorschlag günstig, ebenso LH Kargl und schon am 7. 8. (Donnerstag) kam Kargl mit seinen Beamten nach St.Pölten und entschied sich für die von mir vorgeschlagene Lösung. Er tat dann noch ein Übriges. Im Rahmen seiner Befugnis betraute er die Fa. Rella, die in Herzogenburg (oder Traismauer) gerade eine Traisenbrücke baute, im Rahmen dieses Auftrags den Flusspfeiler für die neue Brücke zu bauen.

Damit zwang er das Ministerium das eigene Projekt fallen zu lassen, beschwor aber beinahe eine Regierungskrise herauf.

Die Brücke musste wegen der Straßenbahn breiter gebaut werden, als eine normale Bundesstraßenbrücke. Da wir aber damals schon damit rechneten, dass die Straßenbahn spätestens im Jahr ihres Heimfallens an die Gemeinde den Betrieb einstellen würde, entstand eine auch für den späteren stärkeren Kraftwagenverkehr geeignetes Brückenbauwerk, das zur Gänze vom Bund erhalten wird und zu dem die Gemeinde keinen nennenswerten Kostenbeitrag leisten musste.

Zwischen diesen Verhandlungen am Anfang August fuhr ich mit Lotte auf dem ungefederten Soziussitz nach Goldegg im Land Salzburg, wo mein ehemaliger Chef Hans Miller mit Familie auf Urlaub war. Die Rückfahrt am Sonntag den 3. 8. war abenteuerlich. Nicht genug, dass das Kupplungsseil riss, auch das Licht versagte, als wir bei Finsternis und Gewitter über die damals noch nicht ausgebaute Ennstalstrasse von Hieflau nach Weyer fuhren. Wir waren überglücklich in Weyer, in einem Gasthaus aus dem 9. Jahrhundert, noch zwei Betten zur Nächtigung zu finden. Lotte musste das Motorrad anschieben und auf das fahrende Motorrad aufspringen, weil die Kupplung versagt hat. Gut, dass sie so sportlich war.

Im September musste Mama wegen unerträglicher Bauchschmerzen ins Krankenhaus. Sie ist 82 Jahre alt. Die Arme meinte, sie hätte Krebs und es ginge mit ihr zu Ende. Wenn nur das Ende nicht zu schmerzhaft werden möge,

war ihre Sorge. Mama wog zurzeit etwa 105 kg. Primarius Ebner untersuchte sie und diagnostizierte eine Gallenblasenperforation, die er, wie er mir sagte, ohne Operation, medikamentös heilen könnte. Er hatte vollen Erfolg und Mama konnte einen Monat später wieder gesund und froh nach Hause, nach Mautern, zu Edith.

Im Amt fiel eine weitere Entscheidung, die für die Entwicklung der Stadt große Bedeutung hatte. Prof. Dipl. Ing. Deiß wurde beauftragt, für die Stadt ein generelles Kanalprojekt zu erstellen. Nachdem bereits festgestellt war, dass das bestehende Kanalnetz in allen seinen Teilen überlastet ist, sollten neue Sammelkanäle so geplant werden, dass sie die bestehenden Kanäle an jenen Stellen, wo diese bereits voll liefen, in diese neuen Sammler eingeleitet werden.

Am 14. Oktober konnte der Knabentrakt der Hauptschule von den Baufirmen fertiggestellt und vom Amt übernommen werden. Am 7. November wurden für den Umbau der Traisenbrücke die wasserrechtlichen Verhandlungen abgehalten.

Vom 22. 10. bis zum 26. 11. war Tante Elda bei uns zu Besuch. Lotte war mit ihr in Wien. Walter Molzer kam samt Frau, um sie zu sehen. Tante Elda Chizzola ist eigentlich die Begründerin unserer Freundschaft mit ihrer Familie in Mori, Riva, Rovereto und Verona.

Noch vor dem 1. Weltkrieg hat meine Tante Leo(poldine) Seehann, deren Ehe mit Dr. Carl Seehann kinderlos war, das Mädchen Elda Chizzola aus Riva, wo sie sie wahrscheinlich kennengelernt hatte, zu sich nach Mautern eingeladen, um von ihr italienisch zu lernen. Das war der Anfang einer Bekanntschaft, die zur Freundschaft zwischen den Familien Chizzola und Seehann wurde.

Als im ersten Weltkrieg Mori Kriegsschauplatz war und die italienische Bevölkerung aus diesen Gebieten evakuiert werden musste, kam die Familie Chizzola nach (Katzenau)bei Linz in ein Internierungslager. Von dort holten Tante und Onkel Seehann Elda Chizzola, ihre ältere Schwester Margarita und ihren jüngeren Bruder Giuliano zu sich nach Mautern. Ich glaube, Elda und Margarita waren im Kriegsspital im Mauterner Schloss tätig, Giuliano wurde kaufmännischer Lehrling in einem Mauterner Geschäft.

In dieser Kriegszeit wurde das Band zwischen den Familien noch enger.

Nach dem Ende des ersten Weltkrieges und nach dem Wiederaufbau der zerstörten Häuser in Mori, kehrten die Chizzolas wieder in ihre Heimat zurück. Die Freundschaft aber blieb.

Elda Chizzola hatte drei Brüder und zwar Orazio, Remo und Giuliano. Orazio war Professor und heiratete eine Triestinerin (Poric) namens Chlotilde, die ein hübsches Mädchen meines

Alters hatten, das Serenella hieß. Remo blieb zeit seines Lebens unverheiratet und war in Banken und im Fremdenverkehr tätig. Ihm ging der Ruf voraus, nur noch ein Freund vieler Damen zu sein. Giuliano heiratete die Schwester Chlotildes, Nora, und hat mit ihr vier Kinder: Gianni, (Fran)Cesco, Orazio und Chiara.

Die Familie Giuliano Chizzola lebte im ersten Stock des Bauernhauses in Mori, das sie von ihrem Onkel geerbt hatte. Dort lebten auch miteinander im zweiten Stock die Schwestern Elda und Margarita, während die anderen Schwestern - Clementine, die älteste und kleinste - Tullia und Livia im mütterlichen Haus in Riva (San Giacomo) lebten.

Ich lernte Elda zwar noch in Mautern, als ich noch in der Mittelschule war, kennen, habe sie später in ihrer Heimat, als ich mit meinen Freunden Walter Molzer und Bruno Freibauer während der Hochschulzeit nach Italien wanderte, wieder gesehen.

Die Freundschaft blieb, dank Elda, eine Freundschaft zwischen den Familien der Nachkommen, welche auch den zweiten Weltkrieg überdauerte.

Unsere Hochzeitsreise, die uns nach Venedig, Rom und Mori führte, wurde durch Remo und Eldas Hilfe verschönt.

Am 14. November war das Gymnasium im Rohbau fertig und es konnte die Gleiche gefeiert werden.

Am 23. Dez. lag die Abrechnung der ersten zehn Siedlungshäuser vor. Aus ihr ging hervor, dass unser Haus ohne Eigenleistung 65.306.-S gekostet hat und dass die Mittel in folgender Weise aufgebracht wurden:

Darlehen des B.W.S.F.	36.000.- S
Darlehen der Sparkasse St.Pölten	18.500.- S
Baukostenzuschuss der Stadt	2.000.- S
Umsatzsteuerrückvergütung	1.911.- S
Nachtragsdarlehen B.W.S.F.....	5.700.- S
Barmittel	1.195.- S

Die monatlichen Zahlungen für Annuitäten, Betriebskosten und Verwaltungskosten betragen beim Einzug ins Haus 275,65 S/Monat.

Der Baugrund wurde mir um 5.- S/m², also insgesamt um 6.540.-S für 2 Parzellen verkauft.

Mit Besuchen der Familie Tomandl/Hans, Eva und 2 Kinder am 25. 12 bei uns und der Familie Lendenfeld am 26. 12. bei Tomandl war das Jahr zu Ende.

1953

Das Jahr hat mit einer Verhandlung beim Bezirksgericht, mit mir als Beschuldigten, gleich unangenehm begonnen. Eine Frau stürzte über einen 2 cm über die Gehsteigoberfläche herausragenden Kanaldeckel und zerriss sich die Strümpfe. Sie klagte die Gemeinde und damit mich als Verantwortlichen. Der Richter sah aber ein, dass es eine Ding der Unmöglichkeit ist, solche Kleinigkeiten zu überwachen und empfahl der Frau, die Füße besser zu heben und sprach mich von Schuld frei.

Im Jänner ist viel Schnee gefallen. Wir konnten mit den Kindern in der unmittelbaren Umgebung Ski fahren. Wolfram lief schon recht gut. Gisela begann gerade zu fahren. Mit ihr kam ich noch gut mit. Am 8. Februar waren wir bei tiefem Schnee auf der Steinwandleiten. Aber nicht nur Schifahren stand im Winter auf dem Programm, auch Bälle wurden eifrig besucht.

Am 23. Jänner waren wir am Finanzball, am

30. 1. am Krankenhausball und jeden Monat wurde bei einem anderen der vier tarockiert. Am 24. Jänner waren wir bei Dr. Hanke, dem Zahnarzt in der Schubertstraße (heute Dr. Korineth).

Diese Kartenpartien waren eine angenehme Abwechslung. Dr. Hanke, Dr. Felix Bodart, Dir. Dipl. Ing. Rudolf Kaliwoda und ich bildeten das Quartett. Die Damen saßen im Nebenzimmer und unterhielten sich. In einer Spielpause wurde gemeinsam ein nicht üppiger, aber schmackhafter Imbiss eingenommen. Die Sitte, dem Spieler zur rechten Hand Salzgebäck und Süßigkeiten und Wein leicht erreichbar hinzustellen, verführte zu ununterbrochenem Naschen und unkontrolliertem Trinken. Ich kam jedes Mal überessen und leicht beschwingt nach Hause.

Im Februar war es nun soweit, dass wir uns eine einfache, weiße Verfliesung von Bad und Küche leisten konnten. Und im März haben wir die Einladung der Familie von Dipl. Ing. Nägerle angenommen, in Gosau in ihrem Holzhaus Urlaub zu machen. Lotte hatte Lisl Nägerle, eine hübsche blonde Frau, als wir jung verheiratet (1939) waren, auf Schiurlaub kennengelernt. Lisl hatte zwei Kinder, war fröhlich und unternehmungslustig und nahm Lotte die Scheu, selbst Kinder zu bekommen, die sie schon hatte, als wir heirateten. Zu Hause, vor allem von Seite Vater Hauk, hörte

sie immer, man sollte wegen der schlechten Zeiten möglichst keine Kinder in die Welt setzen. Lotte fürchtete, übermäßig gebunden zu sein. Und Lisl Nägerle zeigte ihr, dass man auch mit Kindern glücklich und frei sein kann. Lotte kam vom Schiurlaub mit dem Wunsch nach einem Kind zurück.

Wolfram war dann auch ein Jahr später da.

Nun besuchten wir also die Familie Nägerle in Gosau und fuhren vom 28. 2. bis 8. 3. mit ihnen Ski.

Ich lernte die Nägerles jetzt auch kennen und freute mich eine so glückliche Familie mit zahlreichen Kindern zu erleben.

Heimgekehrt nach St. Pölten, hatte ich den Zaun entlang die Dr. Micalgasse zu betonieren. Im Amt gingen die Beratungen über das Kanalgesetz weiter, beim Bürgermeister und bei Reg. Rat Dr. Prader, dem späteren Heeresminister.

Das Wohnhaus der Genossenschaft Strohmayerstraße wurde geplant und die als „Wiederaufbau“ deklarierten Häuser Ecke Fuhrmannsgasse–Steinergasse wurden zu bauen begonnen.

Weil sich der Steg über die Traisen bei der Glanzstoffabrik so bewährt, wurde nun ein gleicher in Verbindung von Stattersdorf mit dem Traisenwestufer errichtet.

Am 4. Mai wurde eine zweite Serie von insgesamt 29 Siedlungshäusern der Type „Lotte“ am

Spratzerner Kirchenweg, an der Sensengasse und an der Strohmayerstraße von den Bauunternehmern übernommen.

Während ich das Haus des Notars Dr. Henninger in der Strohmayerstraße überprüfe, zieht ein schweres Gewitter auf und in wenigen Minuten prasselt der Regen auch schon nieder. Da erschüttert ein Donnerschlag das Haus unmittelbar nach dem Aufleuchten des Blitzes und fast gleichzeitig rufen mir Teilnehmer der Verhandlung zu, dass der Blitz in mein Haus eingeschlagen hätte. Ich stürzte durch den Regen fort, nach Hause und sah, dass der Kaminkopf zertrümmert war. Im Haus fand ich die ganz verstörten Mädchen, die im Zimmer im Obergeschoss waren.

Die freie Ecke des kleinen Zimmers im Obergeschoss war abgesprengt. Die Kamintürchen im Dach, Obergeschoss und Keller waren herausgerissen, sonst aber war – Gott sei Dank – nichts geschehen.

Am 2. 6. meldete ich die Idee „Gitterstahl-„mantelbeton“ zum Patent an. Ihr lag der Gedanke zu Grunde, aus Baustahlgitter Streifen zu schneiden und an die Streifen Heraklit-Platten anzustechen so, dass je zwei Heraklit-Platten auf fünf bis sechs Streifen aufgespießt wurden. Der Zwischenraum wurde mit Beton ausgefüllt und ergab eine schöne, feste, warme Mauer.

Am 13. Juni hatte die Traisen ein besonders

großes Hochwasser und auch im Nadelbach floss Hochwasser und staute bis zur Jahnstraße zurück.

Das Traisenhochwasser ließ die Gefahr erkennen, dass St. Pölten vom Mühlbach in Spratzern her in weiten Teilen überschwemmt werden könnte. Unmittelbar waren die der Traisen nah gelegenen Häuser in Spratzern und die Keller der Wohnhäuser der Damaschkesiedlung durch das ansteigende Grundwasser überschwemmt. Das mit dem Traisenhochwasser steigende Grundwasser bildete Quellen am rechten Ufer des Flusses, oberhalb der Salzer'schen Papierfabrik, wo das Gelände tief lag. Die Quellen vereinigten sich zu einem breiten Nebenstrom, der die Schrebergärten südlich der Wiener-Bundesstraße unter Wasser setzte und die Häuser an der Stattersdorfer Straße bedrohte.

Am linken Traisenufer rann das Wasser über den Damm, der die Siedlung an der Austraße schützen sollte, und setzte dort die Häuser und Schrebergärten unter Wasser.

Dieses Traisenhochwasser gab den Anlass für die Planung eines „absoluten“ Hochwasserschutzes, der dann in den späteren Jahren Schritt für Schritt verwirklicht worden ist.

Am nächsten Tag schon, am 14. Juni, starb die junge Frau meines Neffen Hans Tomandl, Frau Eva, an Krebs. Ich konnte ihr noch vor ihrer Operation Blut spenden, doch war die

Krankheit schon so fortgeschritten, dass jede Hilfe vergeblich war.

Eva hat gerne rohe Leber gegessen und hatte sich dabei einen Bandwurm geholt, der mit starken Medikamenten vertrieben worden ist. Man glaubt, dass hier der Anfang des Magenkrebses entstanden ist. Ihre beiden Kinder, Wolfgang und Angelika, waren noch sehr klein. Wolfgang kam für die nächste Zeit zu uns. Angelika zu ihrer Großmutter, meiner Schwester Edith.

Während Wolfgang bei uns ist, erkrankt er leicht nach Art einer Verkühlung und zeigt hernach leichte Lähmungserscheinungen am Bein, die aber bald wieder vergehen.

In der Zeit vom 6. Juli bis zum 26. Juli verbringen Lotte und ich den Urlaub in Italien. Wir fahren mit dem Motorrad und besuchen Tante Elda in Mori, fahren zum Gardasee, und auf der Rückreise über den Großglockner, über Elmau zu Krasny` s und auch nach Burg-hausen.

Mit Elda sind wir in Viase und verbringen dort herrliche Tage.

Am 14. August wird für die Eisenbahnerhäuser an der Grillparzerstrasse die Gleiche gefeiert. Diese Häuser sind ja nicht sehr schön, sie stehen so nah an den alten Eisenbahnerhäusern, sodass den Bewohnern nicht genügend Grünfläche erhalten bleiben.

Wir waren dennoch froh, dass durch diese Bauten die Wohnungsnot etwas gemildert werden konnte.

Um die Mariazellerstrasse bei der Josefkirche später einmal mit einer flachen Krümmung ausführen zu können, durften die Häuser nicht soweit an die damals bestehende Mariazellerstrasse heran gebaut werden, wie dies der Referats Plan erlaubt.

Ich musste alle Überredungskunst anwenden, Platz für die künftige Mariazellerstrasse zu lassen, und mit der Gebäudefront zurück zu rücken und lief dabei Gefahr, dass die ÖBB ein anderes Wohnbauprojekt statt diesem bevorzugte und mich der Bürgermeister aus Sorge, die Wohnungen zu verlieren, im Stich ließ. Letzten Endes ging es aber gut, das Projekt wurde nach Westen verschoben und so ausgeführt.

Heute, da ich dies schreibe, und die Mariazellerstrasse mit einer flachen Krümmung ausgebaut ist, scheint die Lösung selbstverständlich.

Am 4. Sptember muss Wolfram mit Verdacht auf Gehirnhautentzündung ins Spital, wird aber bald wieder entlassen.

Am 7. 10. bespreche ich mit Oberbaurat Dipl. Ing. Vogt von der Streckenleitung Wien West die Ausschreibung der Arbeiten zur Entfernung der Pfeiler aus dem Kremserlandstrasendurchlass unter dem Bahnhof. Das Ge-

bäude stand auf zwei Pfeilerreihen, zwischen denen je eine Fahrbahn und ein Gehsteig Platz fanden.

In der Mitte der drei Öffnungen lag das Straßenbahngleis. Die Öffnungsbreiten reichten kaum für breitere Fuhrwerke und so geschah es nicht selten, dass Pfeiler und Widerlager beschädigt wurden und dass manche Fahrzeuge stecken blieben.

Das von Prof. Molzer ausgearbeitete Projekt sah den Abbruch der Pfeiler und die Unterfangung der Hauptmauer des Bahnhofgebäudes teils mit Stahlträgern, teils mit Stahlbetonbalken vor.

Am 15. Oktober wird „Lotte“ das Patent für den „Gitterstahlmantelbeton“ erteilt.

Am 26. Oktober erkrankt Irmgard plötzlich. Mutti legt sie in ihr Bett in unser Schlafzimmer. Ich sitze neben dem Kind, das 39, 2⁰ Fieber hat. Es ist schon finster. Mutti sitzt im Wohnzimmer bei einer Handarbeit, plötzlich springt sie auf, läuft zu Puppi, hebt ihr Köpfchen und versucht es zum Kinn nach vorn zu beugen. Das geht aber nicht unter Schmerzen. Der Nacken ist steif. Der von Mutti herbeigerufene Hausarzt stellt Kinderlähmung fest und schickt das Kind sofort ins Spital.

Schwester Ulgisa, bei der Mutti schon seinerzeit mit Scharlach lag sagt uns, dass es nur ein Mittel gäbe, welches Aussicht auf Heilung verspräche – Gamma Globulin – das aber nur

hilft, wenn es vor Eintritt von Lähmungen gegeben wird. Das Mittel war aber nicht in der Anstaltsapothek vorrätig. Erst nach Intervention des Magistratsdirektors fuhr der Apotheker mit dem Auto noch in der Nacht nach Wien, um das Medikament zu holen.

Lotte, die Kinder und ich wurden in unserem Haus kaserniert und durften es 14 Tage lang nicht verlassen. Wolfram, unserem 13 Jahre alten Buben, erklärte ich, wie gefährlich diese Krankheit ist.

Wer aber vermag unseren Schrecken erfassen, als einen Tag nach Puppis Einlieferung ins Spital auch Wolfram erkrankte und ebenfalls „Kinderlähmung“ festgestellt wird.

Nun liegen beide Kinder im Spital und vom behandelten Arzt Dr. Bantl bekomme ich keinen Trost: Er meint, man könnte praktisch nichts machen und würde nur von Tag zu Tag, solange die Krankheit akut ist, von neuen Lähmungen überrascht, die immer wieder neue Organe betreffen.

Puppi kann sich nicht mehr rühren, bei Wolfram beginnen Sprachstörungen und Atemstörungen. Nun rät mir unser Freund Dr. Bodart, der damals Spitalsdirektor war, die Kinder zu Prof. Zischinsky ans Wilhelminenspital in Wien zu bringen, weil dort eine eiserne Lunge ist und bei Wolfram Gefahr bestünde, dass er sie brauchen würde.

Ein Rotkreuzwagen führt die Kinder und mich

nach Wien. Bei ihrer Einlieferung werden sie untersucht, Puppi kann keinen Arm heben, keinen Fuß heben, den Kopf nicht heben und sich nicht aufsetzen. Wolfram kann kaum sprechen.

So verlasse ich meine Kinder, fahre nach Hause, um zu einer, auf der Stiege zum Obergeschoss sitzenden, zusammengesunkenen, heulenden Frau zurück zu kehren. Sie kann es nicht fassen, dass ihre fröhlichen, gesunden Kinder zu Krüppeln werden sollen, wenn sie überleben.

Das war im Oktober. Bis Weihnachten fahren wir nun, so oft es nur geht, zum Wilhelminenspital und schauen bei dem Fenster ins ebenerdig gelegene Krankenzimmer, um von den Kindern einen Blick zu erhaschen.

Opa Hauk und Oma, Tante Olga und viele andere Verwandten treffen sich vor dem Fenster zur Besuchszeit.

Dank der zeitgerechten Gamma Globulin Gaben treten keine neue Lähmungen auf und es wird uns Hoffnung gemacht, dass sich die vorhandenen zurückbilden werden.

Die Kinder werden durch Lehrpersonen, die ins Spital gehen dürfen, unterrichtet. Wolfram kann besser schlucken. Irmgard beginnt die Gliedmaßen wieder langsam zu bewegen.

Wolfram darf als Erster wieder nach Hause. Sein Mitschüler, Hugo Powondra, ist schwerer erkrankt. Puppi muss noch lange im Spital bleiben.

Die Kinderlähmungsepidemie, die gleichzeitig mit meinen Kindern viele andere St. Pöltner Kinder befallen hatte, wurde unter anderem auf verschmutztes Badewasser im Kaltbad in St. Pölten zurückgeführt. Diese Annahme wurde nicht bewiesen.

Der Mühlbach, der das Kaltbadbecken mit Wasser speist, wurde in seinem Lauf untersucht, das Wasser war verunreinigt. Es konnte aber im St. Pöltner Ortsgebiet keine Verschmutzung festgestellt werden.

Das Wasser kommt schon von Wilhelmsburg verschmutzt herunter. Es wurde daher bei einem späteren Umbau des Sommerbades kein Mühlbachwasser mehr für die Becken verwendet, sondern Grundwasser.

Der Winter dieses Jahres bringt auch für die ganze Stadt bedeutungsvolle Ereignisse.

Am 25. November eröffnet Bundespräsident Körner mit Landeshauptmann Kargl gemeinsam die neue Traisenbrücke, deren Ausbildung als Tragwerk über einem Flusspfeiler und zwei Widerlagern mit einem Eisenbahngleise in Tragwerksmitte und seitlicher Richtungsfahrbahn, auf meinen Rat zurückgeht und die wir St. Pöltner dem raschen Entschluss von Landeshauptmann Kargl zu danken haben.

Die Brückenrampen links und rechts der Traisen werden erst in den nächsten Jahren fertig. Der Auftrag zur Entfernung der Pfeiler aus

dem Kremserstrassendurchlass unter dem Bahnhofsgebäude wurde erteilt, Reg. Rat Dr. Prader vollendet den Entwurf des Kanalgesetzes, dessen gebührenrechtlichen Bestimmungen die finanzielle Grundlage des Ausbaues unseres Kanalnetzes werden soll.

Leider verlassen zwei liebe Mitarbeiter das Bauamt. Oberbaurat Dipl. Ing. Mary, als Leiter der Baupolizei geht in Pension. Meine erste Sekretärin Frau Brenner kündigt, weil sie mit ihrem Mann, Herrn Dipl. Kfm. Brenner ein Steuerberatungsbüro aufbauen will.

Frau Spreitzer wird ihre Nachfolgerin.

1954

„Mama!“

Ich werde im Amt aus Mautern angerufen. Mein Schwager Franz will mich sprechen. Er meint, es wäre gut, wenn ich nach Mautern fahren würde, es ginge Mama nicht sonderlich gut. Nun ja. Mama ist nicht mehr die Jüngste. Sie ist im 84. Lebensjahr und im Jänner verkühlt man sich leicht.

Sie lebt bei meiner Schwester in Mautern, im Zimmer, das schon ihre Mutter im Alter bewohnte und das Lotte und mir samt den Kindern nach meiner Rückkehr aus Nürnberg Unterschlupf bot.

So oft es meine Zeit zuließ, fuhr ich mit dem Motorrad von St. Pölten nach Mautern um Mama zu besuchen. Freilich blieb ich ihr immer zu wenig lang. Sie hätte gerne ausgiebiger mit mir geplaudert. Ich war aber immer voller Tatendrang, hatte meinen Kopf bei den dienstlichen Aufgaben und beim Haus und der Familie und so litt es mich leider nie lange genug bei Mama.

Nun fahre ich also wieder Mama besuchen. Franz war beim Empfang merkwürdig. Edith sei bei Mama. Als ich ins Zimmer trat, umarmt sie mich und sagt mir voll Schonung, Mama sei Mittag gestorben. Sie lag friedlich im Bett. Sie hatte offensichtlich nicht gelitten. Edith erzählt, Mama wäre leicht erkältet gewesen und deshalb zu Bett geblieben, Edith hätte ihr das Mittagessen gebracht, das sie gut gelaunt zu essen begann. Da ging Edith die Hühner zu füttern. Al sie wieder zurückkam, lag Mama tot im Bett.

Als der Arzt, Dr. Zimprich, kam – er war Gemeindefarzt in Mautern, nach meinem Onkel Carl – stellte er Tod durch Herzinfarkt fest.

Mama hatte keinen langen Todeskampf und keine lange Todeskrankheit überstehen müssen. So hat sie ihr schweres Leben wenigstens leicht beschlossen.

Mama hatte es nie leicht, aber sie zeigte nie einem anderen ein trübes Gesicht. Ihr Elend hat bei ihr Halt gemacht. Sie hat es anderen nie aufgehalst. Ich war ihr letztes Kind und noch dazu ein sehr spätes.

Als ich im November 1911 zur Welt kam, war Mama kurz zuvor am 1. September 41 Jahre alt geworden. Mein Vater hatte zwar alle juristischen Einzelprüfungen abgelegt und wäre nach heutigem Studienrecht absolvierter Jurist (*Magister*) geworden, damals aber galt das Studium ohne Doktorabschluss nichts. Und

zur letzten Prüfung, die ihm den Dokortitel gebracht hätte, hatte er nach Mamas Erzählungen nicht den Mut. So blieb er Notariatsangestellter bei einem kleinen Gehalt bis zu seinem Tod im Jahr 1918.

Da war ich sieben Jahre alt. Mama hat mir später erzählt, dass sie immer sehr wenig Geld von Papa erhielt und sie deshalb einen Schneidersalon in der Schagargasse, Ecke Döblinger Hauptstraße eröffnet hatte. Die viele Arbeit mit der Schneiderei, dem Haushalt, der Sorge um die Kinder, - meine Schwester Edith und meinen Bruder Hugo, auch eine gewisse Eifersucht Papas, die offenbar aus dem großen Altersunterschied zu Mama entstand, machten Mama schon in verhältnismäßig jungen Jahren viel Kummer.

Als dann der erste Weltkrieg im Jahre 1914 ausbrach (ich war da drei Jahre alt, Mama 44) vermehrten sich die Sorgen und Nöte. Meine Eltern wohnten damals in der Hofzeile, Ecke Pfarrplatz, im 19. Bezirk.

Das Haus steht heute nicht mehr. Mama hat`s nicht gerne gehabt, weil die Kirchenglocken so viel läuteten.

Etwa im Jahr 1916 mussten wir aus diesem Haus ausziehen. Damals war meine Schwester Edith schon verheiratet. Mein Bruder Hugo wurde fast wie deren Sohn in Mautern bei Onkel Carl und Tante Leo gehalten.

Wir zogen in die Obkirchergasse 22, eine kleine Zimmer-Küche-Kabinettwohnung.

Mama lebte damals von der Schneiderei, die sie ganz allein ausübte. Das ging gut so bis ich 1921 in die Mittelschule kam und sie dann, wochentags zumindest, ganz allein zu Hause war. Als sie dann 1927 an Angina erkrankte und sich nicht allein pflegen konnte, stand sie, noch nicht genesen, vom Bette auf und sackte zusammen. In den Beinvenen hatte sich eine Thrombose gebildet.

Mama musste ins Wilhelminenspital, wo sie neun Monate gelegen ist. Ich habe sie von der nahegelegenen Schule aus fast täglich besucht. Sie lag in einem Krankensaal, in einer Baracke, gemeinsam mit etwa 50 anderen Kranken. Täglich starben einige. Mama lag mit hochgelagerten Beinen, überwiegend neun Monate lang, und als die Gefahr eines Weiterwanderns eines Blutgerinnsels, weil diese aufgelöst waren, vorbei war und Mama aus dem Spital entlassen werden konnte, waren die Kniegelenke versulzt und steif.

Mama kam zu ihrer Schwester, Tante Themis, die ihre Pflege übernahm. Dort lag sie im Kabinett, ohne gehen zu können. Und dort im Kabinett, selbst noch krank, musste sie vom Tod ihres ältesten Sohnes Hugo erfahren, der in Angern an Lungentuberkulose gestorben war.

Im Juni 1929, nach meiner Matura, verließ ich das Internat der Bundeserziehungsanstalt in Breitensee und zog wieder in die Wohnung in

der Obkirchergasse, wohin nun auch Mama, nachdem sie mehr als ein Jahr von Tante Themis betreut und gepflegt worden war, heimgekommen ist. Sie war noch immer bettlägerig und es war nun auch an mir, sie zu pflegen.

Im Herbst 1929 begann ich das Studium an der technischen Hochschule in Wien.

Zu dieser Zeit gab es in der Wohnung noch keinen elektrischen Strom. Wir hatten Petroleumlampen zur Beleuchtung und einen Petroleumkocher und natürlich in der Küche einen Herd. Mama kochte neben dem Bett auf dem Petroleumkocher, der auf dem Nachtkastl stand, eine Suppe für Mittag. Zum Frühstück gab's Einbrennsuppe mit Brotstückerl. Die Einbrenn war für eine Woche vorbereitet und von mir morgens nur in heißem Wasser aufzulösen.

Im ersten Jahr meines Studiums an der technischen Hochschule musste ich meine Programme noch bei Petroleumlicht zeichnen.

Als im Jahr 1930 das elektrische Licht in die Wohnung eingeleitet wurde, war Mama noch immer bettlägerig, aber sie begann mit Schmerzen die Knie abzubiegen. So konnte sie sich auf einem festen Stuhl, auf dessen Füße starre Rollen auf fester Ache montiert waren, setzen und mühsam im Zimmer sich fortbewegen.

Sie hat nie geklagt, hat immer noch ein

Schmunzeln für mich übrig gehabt und selbst, als ich mit meinem Freund Walter im Sommer 1933 nach Italien wanderte und eine Nachbarin ihre Pflege übernimmt, zeigt sie sich zuversichtlich.

Sie beginnt im Jahr 1931 langsam mit Krücken zu gehen, die sie dann bis zu ihrem Tod braucht.

Während meiner Hochschulzeit, vom Jahre 1929 bis zum Dezember 1934, leben wir – Mama und ich – gemeinsam in der Obkirchergasse. Weder Mama noch ich können Geld verdienen. Wir leben von der Fürsorgeunterstützung, die ich monatlich einmal beim Bezirksamt in der Gatterburggasse abhole und von den Unterstützungsgeldern, die Mamas Schwestern ihr zukommen lassen. Tante Leo in Mautern und Tante Themis am Schüttel helfen wohl am meisten. Tante Emmi, die nicht so viel Geld verdient, trägt auch ihr Scherflein zu unserem Lebensunterhalt bei, meist begleitet mit den Worten: „Ein Schelm, der mehr gibt als er hat“. Selbst Tante Stepha schließt sich auch nicht aus, wenn ich jeden Monat zu ihr komme und um eine kleine Unterstützung bitte.

Schon während des Studiums praktiziere ich bei einem Baumeister in Währing und beginne langsam etwas Geld nach Hause zu bringen. Gegen Ende der Studienzeit, als Mama schon etwas besser mit den Krücken gehen konnte,

hat sich ein einigermaßen erträgliches Leben bei uns eingespielt. Am Glücklichensten war Mama dann, als ich in Roggendorf-Pulkau im Steinbruch des Barons Poppen-Podhragy arbeitete. Sie wohnte in einer netten Wohnung bei mir am Bruch und da wir Pferde und Wagen hatten, konnte sie auch mit mir auskutschieren. Diese Zeit von 1935 – 1936 hatte sie ein sorgenfreies Familienleben, ungetrübt von Krankheit und Geldmangel.

Die Stilllegung des Bruchs und damit meine Kündigung unterbrachen das Glück. Sie musste wieder zurück nach Wien. Da ich aber anderwärtig verdiente, war sie wenigstens der Geldsorgen enthoben, wenn auch allein. Die Nachbarn und die Eltern meines Freundes Freibauer und auch das Gasthaus im Haus Obkirchergasse 22 sorgten nun für sie.

Im Jahr 1938 heiratete ich und nahm Mama zu uns nach Nürnberg. Freilich war an ein dauerndes Zusammenleben im engen Familienrahmen nicht zu denken, und so zog sie wieder in ihre Wohnung zurück, von mir finanziell recht und schlecht versorgt. Der Krieg hat sie aus Wien vertrieben und nach einem mehrmonatigen Aufenthalt in Brunnkirchen kam sie zu ihrer Tochter Edith nach Mautern. Dort habe ich sie nach meiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft im Herbst 1946 wiedergefunden.

Dort ist sie, von meiner Schwester gepflegt, ge-

blieben und dort hat sie nun ihr Leben im 84. Lebensjahr beschlossen.

Ihr Leben stand immer im Zeichen der Not. Nur wenige schöne Jahre waren ihr vergönnt. Zwei Weltkriege musste sie mitmachen. Ihr erstes Kind, Putzerl, starb im Babyalter. Ihr Sohn Hugo starb – noch nicht 30 Jahre alt. Um beide Söhne – um Hugo und um mich – musste sie in zwei Weltkriegen bangen.

Urlaub oder Vergnügen kannte sie nicht. Aber nie war sie verzagt. Nie zeigte sie Schwäche. Gott hat ihr wenigstens einen schönen Tod beschieden.

Am 13. 1. 1954 haben wir Mama an der Seite ihrer Eltern am Mauterner Friedhof begraben. Neben ihr liegt auch ihre Schwester Emma und später kam ihre Tochter Edith und Schwiegersohn Franz zu ihr ins Grab. Im Nachbargrab liegt ihr Sohn Hugo und dessen Frau Ella.

Die Kinder Puppi

Im Wilhelminenspital in Wien liegt Irmgard noch mit Kinderlähmung. Sie wird von Lehrkräften, die ins Spital hinein dürfen, mit anderen erkrankten Kindern, unterrichtet. Wir besuchen sie, sooft es nur geht und stehen dann vor ihrem Fenster und plaudern. Eigentlich ist

sie fröhlich und denkt offenbar nicht, dass die Lähmungen bleiben können. Opa und Oma Hauk sind eifrige Besucher, uns auch die Tanten Minna und Olga sind oft bei ihr.

Endlich, am 26. März können wir Irmgard nach Hause holen. Sie ist sehr schwach und wackelig und geht sehr schlecht. Die Kinder sind lieb zu ihr. Uns Eltern macht ihre Schwäche in den Beinen mehr Sorgen. Als Sorgenkind wird sie sicherlich mehr betreut, als ihre Geschwister. Leider führt dies im Laufe der Zeit zu einer gewissen Eifersucht mit dem Vorwurf, der Bevorzugung Puppis, der nie mehr, zu meinem Bedauern, ganz verschwindet. Obwohl ich mich redlich bemühe, ihm die Grundlagen zu entziehen.

Nach einem Jahr nach ihrer Entlassung aus dem Spital zeigt sich, dass sie das Fersengelenk ihres linken Beines nicht vollständig abbiegen kann, als bei einer Kniebeuge die Ferse sich vom Boden abhebt, während sie beim gesunden Fuß auf dem Boden bleibt.

Im Laufe des Jahres hat ihre Muskelkraft wieder zugenommen. Mit Wolfram, der ja schon früher aus dem Spital entlassen wurde, sind nun unsere beiden so gefährlich erkrankt gewesenen Kinder wieder gesund zu Hause. Immer werde ich dankbar an die geistliche Schwester Ulgisa denken müssen, deren Rat, Gamma Globulin zu besorgen und vor dem Eintreten von Lähmungen zu verabreichen,

auch nach dem Befund der behandelnden Ärzte im Wilhelminenspital, die Kinder wieder gesund werden ließ. Mitentscheidend war auch die rasche Erkennung der Krankheit durch Mutti, die sofort, als Irmgard ins Bett kam, durch die Genicksteifprobe, den Verdacht auf Kinderlähmung fasste.

Aufmerksamkeit und Zufall führten zum Besseren. Das Gamma Globulin, welches in der Anstaltsapotheke nicht vorrätig, war noch in der Nacht nach Einlieferung Puppis per Auto aus Wien geholt worden. Ich habe dafür gesorgt und war erstaunt, dass dies ohne meinen Nachdruck, weder vom Arzt noch vom Apotheker, veranlasst worden wäre.

Im Mai bekommt Puppi dann Masern.

Elisabeth

Sie wird am 12. Juni in der Volksschule angemeldet.

Wolfram

Er beendet am 20. 9. seine erste Ferienpraxis. Ich habe mit ihm besprochen, dass er ab heuer, da er 14 Jahre alt geworden ist, einen Teil seiner großen Ferien auf Baustellen verbringen soll. Reichl, ein Schulkamerad von mir, hat

Wolfram bei Elektroinstallationsarbeiten mitgenommen. Mit dem jungen Mittelschüler haben die Monteure sich auch manchen Jux erlaubt. Einmal schickten sie ihn, er möge die Gewichte für die Wasserwaage holen.

Gisela:

In diesem Jahr gab`s – Gott sei Dank! – keine Probleme.

Aus dem Familienleben und vom Haus:

Unsere allmonatlichen Tarockabende beginnen in diesem Jahr, am 10. April, bei Dr. Hanke. Und wie das Wetter wiederschöner wird, beginne ich mit Herrn Niedl, Sochors Hilfe, sowie Wolfram die Terrasse zu unterkellern. Am 7. 6. wird dann die neue Terrassendecke betoniert. Wir werden den Kellerraum zur Lagerung von Sägespänen für den Ofen brauchen, die wir erstmals am 6. August bekommen. Wir haben von nun an mit Sägespänen billig geheizt, die Kinder haben fleißig gestopft und getragen. Um 400.-S haben wir einen ganzen Winter warm gehabt.

Am 25. und 26. August betoniere ich gemeinsam mit meinem Nachbarn, Herrn Dkfm. Franesky, das Zaunfundament an unserer Grundgrenze.

Im Juni erhalte ich dann das neue Puchmotorrad mit Schalenrahmen. Eine hellblaue Maschine Type 175 SV, die mir im Dienst und privat viel Freude machen soll.

So führt es Lotte und mich im Urlaub vom 27. 6. – 12. 7. nach Deutschland. Wir sind in Aachen bei Viki und auf der Rückfahrt in Nürnberg, wo wir Schaaf's und Miller's besuchten. In Braunau machten wir bei Eduard Nchtigall Station und waren dann am 17. 7. wieder in St. Pölten, wo Opa und Oma Hauk mittlerweile die Kinder, Hasen, Hühner und das Haus besorgten.

Das Motorrad hat uns im Juli nach Rabenstein gebracht, wo wir Lottes Jugendfreundin Paula trafen. Den Besuch haben wir dann am 8. 8. wiederholt und am 13. 8. kamen Paula mit Mutter und Sohn zu uns nach St. Pölten.

Wer hätte damals zu denken gewagt, dass Paula nach Lottes Tod meine Frau werden sollte?

Vom Dienst:

Am 9. 1. wird im Krankenhaus der neue Operationssaal im Pav. I in Betrieb genommen, der unter Baumeister Meßlizers Aufsicht entstand. Die Beratungen über den Entwurf zum neuen Kanalgesetz gehen weiter. Ich referiere diesmal vor Landesrat Stika. Am 20. Mai wird

es dann in St. Pölten eingeführt. Dieses N. Ö. Kanalgesetz, dessen gebührenrechtlichen Teil ich verfasst habe, wird sich in der Folge als Grundlage für die Kanalisation aller N. Ö. Orte bewähren und die Mittel für den Bau der Kanäle, den Gemeindebürgern in ausreichender und gerechter Höhe abverlangen.

Ohne dieses Gesetz wäre es nicht möglich gewesen, ab nun an Jahr für Jahr, Jahrzehnte hindurch, Kanäle fortlaufend zu bauen. Jetzt, im Jahr 1983, da ich als Pensionist diese Zeilen schreibe, ist St. Pölten praktisch voll kanalisiert, obwohl es sehr locker verbaut ist.

Das bedeutet, dass überall, wie es eine Stadtplanung wünscht, hohe oder niedere Häuser gebaut werden können, dass alle Straßen staubfrei gemacht werden können, weil sie entwässerbar sind und dass das Grundwasser nicht von versickernden Abwässern aus Senkgruben gefährdet ist.

Alle Gemeinden, auch die ländlichen, haben vom Gesetz profitiert.

Das Nadelbachrückhaltebecken wurde zu bauen begonnen, damit in Zukunft der Nadelbach nicht mehr die Wohngebiete, die er durchfließt, überfluten kann.

Für die Praterstraße wurden die Grundstücke eingelöst. Damals war also die Kremser Landstraße noch die einzige Verbindung nach Norden.

Mit dem Leiter der N.Ö. Bundesstraßenplanung

und mit Ob. Baurat Ramsauer (später Sektionschef des Bautenministeriums) wird der Ausbau der Mariazeller Bundesstraße besprochen. Die Mariazellerstraße hat zu dieser Zeit eine mit Granitsteinen gepflasterte Fahrbahn, welche beidseitig von Kastanienbäumen unvollständig eingesäumt ist.

An der Hauptschule wird im Mittetrakt weitergebaut.

Meine bisherige Sekretärin, Frau Oppel, heiratet Dkfm. Brenner und verlässt das Amt. Frau Spreizer wird meine neue Sekretärin. Frau Brenner hat mir mit viel Liebe geholfen und Frau Spreizer hat sich nicht minder bewährt.

Ein junger Architekt, der aus dem N. Ö. Westen kommt, stellt sich vor und erhält erste Aufträge. Er heißt Paul Pfaffenbichler.

Das von Architekt Heintschel geplante Wohnhaus Ecke Johann Gasser Gasse und Schullring wurde fertig. Ebenso, das vom Amt selbst geplante Haus in der Brunngasse 19, konnte bezogen werden.

Endlich, am 15. 8. wird der Straßendurchlass unter dem Bahnhof für den Verkehr freigegeben, nachdem die ihn einengenden Pfeiler beseitigt worden waren.

Das Wohnhaus in der Herzogenburgerstraße 22 wurde im Dezember fertig. Damit wurde wieder ein kleiner Beitrag zur Behebung der Wohnungsnot erbracht.

Bürgermeister Steingötter musste einen gro-

ßen Teil seiner Sprechstunden Wohnungssuchenden widmen, ohne ihnen wirklich helfen zu können.

Schließlich wurde mit der Absteckung der Trasse eines zukünftigen Regenüberlaufgrabens für den Hauptsammler bei der alten Kläranlage in der Au begonnen.

1955

Von unseren Bekannten:

Wir sind nun schon neun Jahre in St. Pölten. Im Laufe dieser Zeit hat sich mancher Kontakt außerhalb der Familie ergeben, der zu bleibender Bekanntschaft, wenn nicht gar Freundschaft wurde.

Am 2. 1. holten wir unsere Kinder, die alle bei Fischers in Merking waren, wieder heim. Mit der Familie Fischer ergab sich eine freundliche Beziehung, die bis heute, da ich diesen Bericht schreibe (1983), noch besteht.

Am 8. Jänner spielten wir bei der Arztfamilie Dr. Bodart, mit Dipl.- Ing. Kaliwoda und dem Zahnarzt Dr. Hanke Tarock. Diese nette gesellschaftliche Unterhaltung, bei der die Herren Karten spielten und die Damen sich handarbeitend unterhielten, endete meist mit einem kleinen Imbiss vor Mitternacht. In diesem Jahr fanden sie

am 8. 1. bei Bodart

am 19. 2.	bei Hanke	
am 23. 4.	bei Bodart	
am 7. 5.	bei Lendenfeld	
am 22. 10.	bei ?	statt.

Ein Klassenkamerad, der Elektromeister Reichl, wurde nach St. Pölten verschlagen. Seit wir uns hier fanden, trafen sich auch unsere Familien. So auch am 1. April in Reichls neuer Wohnung in der Brunnngasse.

Zu unseren ständigen Besuchern zählte auch der Kriegskamerad Dipl. Ing. Dr. Wihl, der als Geometer beim Bauamt durch mich eine Anstellung fand. Am 14. April besuchten wir ihn, in seiner Junggesellenwohnung in der Maria Theresienstraße – Ecke Heidenheimerstraße, im Wohnhaus der Familie Richter.

Lotte turnte beim Turnverein Union unter der Leitung von Fritz Wöll. Auch unsere Kinder turnten dort, die Erwachsenen Hilfsturnlehrer unter der Leitung Wölls, Nitterls und der Damen... sie gehörten vor allem zum Bekanntenkreis Lottes. Lotte spielte beim Kinderturnen Klavier.

Da Herr Wöll ein ausgezeichnete und erfahrener Bergsteiger war, konnten Lotte und ich unter seiner Leitung eine herrliche Bergwanderung machen. Sie führte uns am 27. 8. zum Greiner, am 28. aufs Mösele, am 29. 8. zum Neveser Joch und am 30. 8. zum Furtschagl-

haus und am 31. 8. über das Schönbichlerhorn zur Berlinerhütte. Am 1. 9. waren wir dann am Schwarzenstein und gelangten am 2. 9. über die Melkerscharte nach Grüzling. Am 3. 9. musste ich dienstlich nach St. Pölten, indessen bestiegen Lotte und Wöll noch am 5., 6. und 7. September das Kaisergebirge.

Mit Wöll und Turnern der Union fuhren Lotte und Wolfram am 22. 7. nach Gstätterboden und bestiegen einen Gipfel der Ennstaler Alpen, von wo sie am 28. 7. zurückkamen.

Zu unseren Bekannten dieser Zeit gehört auch Frau Anni Brandl, die uns noch aus dem Kreis des Altturus kennt.

Die Tarockrunde, die Turnriege mit Wöll und Nitterl, die sportliche Betätigung Lottes bei schifahren und wandern und natürlich die Sorge um Haus und Kinder umschreiben die familiären Tätigkeiten des Jahres.

Krakaudorf:

Vom 3. 7. bis zum 17. Juli fuhr die ganze Familie erstmals auf Urlaub. (Vorher fuhr ich mit Wolfram auf Erkundung des Urlaubsortes am 28. 29. 30. Mai nach Murau und Krakaudorf). Wir waren in Krakaudorf in der Steiermark. Wolfram und ich fuhren mit dem Motorrad. Die übrige Familie mit der Bahn. Wir waren in einem Bauernhaus billigst, aber gut einquartiert. Den vorbeifließenden Bach konnte man mit einer Staumauer aus Steinen aufstauen. Man konnte zum Trebersee wandern und auf

den Treber steigen. Lotte war viel flotter und unternehmungslustiger als ich. Auf den sommerlichen Restschneehängen rutschten sie und Wolfram mit Schwung auf Schuhen und am Po talwärts.

Die Straßen nach Krakaudorf waren unbefestigt und kaum befahrbar. Frauli und die Kinder wurden mit einem Pferdegespann abgeholt und wieder fortgeführt.

Wolframs Ferialpraxis:

Ab 1. August arbeitete Wolfram als Dachdeckerhilfe bei der Firma Bittner. Er wurde im August gerade 15 Jahre alt und bleibt bis Schulbeginn dabei.

Als ich ihn einmal auf einem Schornstein des Rohbaus des Hauses Josefstraße sitzen sah, bereute ich fast meinen Entschluss, ihn zu Bittner gebracht zu haben. Als er mir lustig aus luftiger Höhe zuwinkte, hatte ich Ängste, er könnte abstürzen. Er kam dann noch nach Persenbeug, wo er half, das Dach der neu gebauten Gendamerieschule einzudecken.

Mitzi Adamovich:

Am 4. August kam Frau Mitzi Adamovich um uns zu besuchen. Ich glaube, es war die das letzte Mal, dass ich sie sah. Sie war eine alte Bekannte von Mama, wohl jünger als Mama

und ihre Schwestern, aber im Verhältnis fast wie eine Schwester zu ihr.

Sie wuchs bei meinen Großeltern auf, zumindest lebte sie als Kind länger im Kreise der Geschwister meiner Mutter.

Als ich noch bei Mama in Wien wohnte und studierte, kam Tante Mitzi öfter meine gehbehinderte Mutter zu besuchen und brachte wohl auch öfter ein Esspackerl mit. Sie war damals Operationsschwester in einem Wiener Krankenhaus. Bei diesen Besuchen hörte sie ich oft mit Stolz von ihrem Sohn Franzl sprechen. Mama erklärte mir dann, dass Tante Mitzi unverheiratet sei und einmal einen Buben im Pielachtal bei einem Sommeraufenthalt vom dortigen Pfarrer zur Adoption empfohlen bekam.

Sie und eine zweite Krankenschwester nahmen das Kind und begannen für es zu sorgen, da seine Eltern arm waren und viele Kinder hatten.

So ließen sie Franzl studieren und ich hörte gelegentlich der Besuche Tante Mitzis von seinen Fortschritten. War sie das eine Mal stolz, dass er gerade Matura gemacht hatte, so konnte sie bald hören, er besuche jetzt ein Priesterseminar.

Nach Jahren erfuhr ich, dass ihr Franzl nun in Rom sei und sehr viele Sprachen beherrschte. Nun war sie wieder da, Mama war aber tot. So hat sie uns besucht. Sie ginge zum Franzl ins

bischöfliche Ordinariat, hätte ihm ein Packerl und Blumen zu bringen, weil Franzl nun Bischof von St. Pölten sei. Als sie von ihrem Besuch zurückkehrt, erzählte sie in Tränen, dass man sie nicht vorgelassen und Franzl sie nicht empfangen hätte.

Dies war das letzte Mal, dass ich Tante Mitzi sah.

Als König dann Erzbischof von Wien wurde und in der Öffentlichkeit sein Werdegang geschildert wurde, wurde nie von der Adoption und der Sorge der beiden Krankenschwestern für ihn erwähnt.

Anmerkung:

Die rührende Geschichte der „Tante Mitzi“ wurde von Vater sichtlich ohne nähere Prüfung, sondern so wie er es gehört hat, übernommen und aufgeschrieben.

Die Realität dürfte ein wenig anders gewesen sein.

Der spätere Kardinal Dr. Franz König ist 1905 in Rabenstein a. d. Pielach geboren. Er besuchte etwa 1914 – 1923 die Mittelschule, anschließend Theologiestudium in Rom.

1952 – 1956 Bischofskoadjutor und Bischof in St. Pölten.

Die „Adoption“ fällt sohin nach der Erzählung in den Zeitraum 1910 – 1915. Eine „Adoption“ – Annahme an Kindes statt – ist ein Rechtsvorgang und wäre ein solcher schon durch die damals geltende Gesetzeslage durch eine alleinstehende Frau gar nicht möglich gewesen.

Mit der Adoption verbunden, wäre auch das Leben des Adop-

tierten im Familienverband der Adoptiveltern und tragen diese die volle Obsorge über das Kind.

Über ein derart wesentliches und entscheidendes Ereignis hat Mitzzi Adamovich sichtlich nicht berichtet.

Es dürfte vielmehr der Wahrheit entsprechen, dass Mitzzi Adamovich eine besondere seelische Zuneigung zu dem armen Kind Franz König hatte und für diese den volkstümlichen Ausdruck „mein Adoptivkind“ gebrauchte.

Es darf jedoch zu Recht angenommen werden, dass von Mitzzi Adamovich das Kind im Rahmen ihrer Möglichkeiten materiell unterstützt wurde, die Formulierung „studieren lassen“ erscheint jedoch zu hoch gegriffen.

Ferner ist anzunehmen, dass sie über den Studienfortgang gut informiert und auf die Erfolge des jungen Mannes sehr stolz war.

Über einen ständigen Kontakt zum Priester Franz König und den späteren Bischof von St. Pölten ist nichts bekannt. Wäre dies der Fall gewesen, hätte sie sicher Vater davon erzählt.

Der von Vater erwähnte verunglückte Besuch beim Bischof dürfte daher ein einmaliges Ereignis gewesen sein.

Berücksichtigt man die Stellung eines Bischofs verbunden mit dem ihm vorgeschalteten Ordinariat— der bischöflichen Verwaltungsbehörde — wird es verständlich, dass sie ohne Anmeldung und Unkenntnis ihrer Person im Ordinariat, zum Bischof nicht vorgelassen wurde. Vermutlich wurde der Bischof gar nicht informiert.

Wenn Vater meint, bei der Ernennung Königs zum Erzbischof von Wien, damit verbunden die Veröffentlichung seines Werdeganges, ist die Adoption von Mitzzi Adamovich nicht erwähnt, ist das nur allzu logisch, weil eine solche nicht erfolgt ist.

Lotte:

Lottes sportlicher Ehrgeiz brachte ihr am 17. 11. 1955 die Verleihung des goldenen Sportabzeichens. Ein Rückblick auf das Jahr zeigt auch, dass vor allem Lotte sportlich sehr rege war. Wöchentliches Turnen mit der Riege Wöll-Nitterl. Klavierspielen beim Kinderturnen der Union. Trainieren für das Sportabzeichen. Schifahren, unter anderem auf der Rax, in Innsbruck, Ausflüge mit den Kindern auf die Steinwandleitern, nach Gstätterboden in die Ennstaler Alpen, im Urlaub in den Zillertaler Alpen und im Kaisergebirge bergsteigen.

Gisela:

wurde am 19. 5. gefirmt. Paula Dollinger, Lot-Lottes Jugendfreundin, war ihre Firmpatin. Am 24. 12. bekam Gisela ihr erstes Fahrrad.

Irmgard:

ging am 22. 5. zur ersten Kommunion.

Der Nadelbach:

Von der Ortschaft Nadelbach im Westen St. Pölten's kommend, floss der Nadelbach quer durch die Stadt im Zuge der Grillparzerstrasse, bog, nachdem er unter dem Mühlbach durchgeflossen war, nach Norden in den Hammerpark ab, um parallel zur Traisen, unter der Bundesstraßenbrücke durchfließend, fast bis zur Eisenbahnbrücke zu kommen, wo

er erst in die Traisen einmündete. Meistens fließt sehr wenig oder gar kein Wasser in seinem Bett. Es war mehr Unrat als Wasser im Bachlauf. Vor der Grillparzerschule spielten die Kinder im Bach, dessen wenig Wasser vom Überlauf der Jauchegruben im Nadelbach verunreinigt war.

Im Hammerpark diente der Bachlauf der Bevölkerung als Mistablagerungsstätte. Der Bauhof konnte ihn nicht oft genug reinigen.

Es kam aber in Abständen von mehreren Jahren vor, dass der Bach für die Dauer eines Tages große Wassermassen brachte (ca. $12\text{m}^3/\text{sec.}$), welche die Eisenbahnerhäuser westlich der Mariazellerstraße überfluteten.

Heuer wurden nun die Baumaßnahmen zur Abwendung dieser Übelstände beschlossen. Das große Rückhaltebecken im Oberlauf trat am 10. August in Funktion und speicherte die Regenmengen, die der in Rohre gefasste Bachunterlauf nicht fassen konnte und sorgte damit für einen gleichmäßigen Ablauf. Im Stadtbereich wurde der Bach verrohrt, der Unterlauf wurde verlegt, sodass der Bach nun südlich der Schießstätte in die Traisen mündete. Das ermöglichte das lange Bachbett im Hammerpark, das immer als Unratablagerplatz diente, zuzuschütten.

Das Kaltbad:

Wurde nach Umbau in Betrieb genommen.

Das große Becken war vom Frost zerstört. Es wurde mit Torkret-Beton gedichtet. Zum Füllen des Beckens wurde nicht mehr das Wasser vom Mühlbach entnommen, sondern Wasser aus der städtischen Wasserleitung, das dann über Filter gepumpt und durch Chlorgas desinfiziert wurde. Statt der hölzernen Umkleideanlagen, wurde um Platz zu sparen, nach meinem Entwurf ein mehrstöckiges Kabinengebäude aus Beton errichtet, auf dessen Dach für sonnenbadende Gäste Grünflächen angelegt wurden. Zum Abschluss des Badegeländes gegen die Handel-Mazzettistrasse wurden Betonkabinen gebaut.

Die Kinderlähmungsepidemie des Vorjahres hat die Vermutung aufkommen lassen, dass verunreinigtes Badewasser, das von den Kindern geschluckt wird, eine Ursache der Epidemie sei. Man hat dann erhoben, dass das Wasser des Mühlbachs, aus dem das Schwimmbecken gespeist wurde und mit Kolibakterien verseucht ist, schon so verunreinigt aus der Traisen in den Mühlbach gelangt. Man hat daher beschlossen, im renovierten Bad das Becken mit Trinkwasser zu füllen. Das Baden im vorbeifließenden Mühlbach wurde untersagt.

Mariazellerstraße und Europaplatz:

Da nach dem Abschluss des Staatsvertrages die Russen St. Pölten verlassen haben, die

Stadtsäle, die ihnen zum Aufenthalt dienten, und den davor vorbeiführenden Schießstattring freigaben, konnte man an den Ausbau der Nord-Südtangente St. Pölten's denken. Dazu zählen der Schießstattring, Europaplatz und Mariazellerstraße. Die Planung lag in den Händen der Landesregierung, die an die Zustimmung des Bundesministeriums für Handel gebunden war. Ich habe schon früher im Regulierungsplan gelegentlich der Baulinienbestimmung für die Häuser von Polivka und des Traisenwasserverbandes einen Regulierungsplan beschließen lassen, der einen kreisförmigen Europaplatz vorsah. Oberbaurat Daum vom Ministerium beharrte aber auf der Ausbildung einer ellipsenförmigen Umfahrung, weil seiner Meinung nach der Bundesstraße 1 immer der Vorrang gebührt. Er konnte nicht glauben, dass nach Fertigstellung der Autobahn der Verkehr auf der Mariazellerstraße größer, als der der Verkehr auf der Bundesstraße werden würde.

Leider zeigte sich bald, dass die Ausbildung der Ellipse ein Fehler war, der erst bei einem neuerlichen Umbau der Mariazeller Bundesstraße im Jahre 1980 - 1982 behoben werden konnte, indem man die Ellipse kreisähnlicher gestaltete.

Es war damals sehr schwer, mich mit meiner Ansicht gegen das Ministerium durchzusetzen. Hätte ich zu große Schwierigkeiten gemacht,

dann hätte das Ministerium einen anderen Bundesstraßenbau den Vorzug gegeben und das Projekt St. Pölten zum neuerlichen Studium, vielleicht auf Jahre zurückgestellt. Da war es besser, die schlechtere Lösung zu nehmen, als gar keine.

1955 war das Jahr des Staatsvertrages. Die russische Besatzungszone war wirtschaftlich am Ärgsten geschwächt. Geld war keines da. Man musste sparen. Deshalb wurde die Mariazellerstraße nur 3-spurig, allerdings mit einem Parkstreifen links und rechts und einem Fahrradweg links und rechts hergestellt. Es stand damals schon zur Debatte, die Straße 4spurig auszubilden, doch hatte kein Fahrradweg gebaut werden können. Zu dieser Zeit gab's aber nur wenige Automobile und sehr viele Beschäftigte, die mit dem Fahrrad zur Arbeit fuhren.

Raab/Schärf:

Anlässlich des Staatsvertrages hat die Stadt St. Pölten ihrem Sohn Julius Raab, dem der Hauptverdienst am Zustandekommen des Staatsvertrages zugeschrieben wurde, die Ehrenbürgerschaft verliehen. Zu gleicher Zeit wurde dem damaligen Vizekanzler Schärf ebenfalls die Ehrenbürgerurkunde am 27. 10. überreicht. Sicher kamen Schärf auch große Verdienste am Wiederaufbau Österreichs zu, sicher ist aber auch, dass die „rote Stadt“ nicht eine „schwarzen Politiker“ allein ehren

wollte, sondern ihm zur Seite einen „roten“ stellen musste, um in der Öffentlichkeit ein propagandistisches Gleichgewicht zu erhalten. Die Planung der Eisenbahnerhäuser an der Praterstraße/Ecke Goldeggerstraße:

Diese drei Mehrfamilienhäuser, die heute im Jahre 1983 ihrer Lage an der verkehrsreichen Praterstraße wegen und auch wegen ihrer kleinen Höfe Kritik hervorrufen, wurden in diesem Jahr zu planen begonnen. Die genannten Mängel wurden schon damals erkannt, doch war das Wohnungselend so groß und das Geld so wenig, sodass die Baubehörde angesichts der vielen bestehenden schlechten Wohnungen in Baracken und kriegsbeschädigten Objekten der Unternehmungslust zum Wohnbau keine allzu großen Hindernisse entgegenzusetzen durfte.

Wir waren froh, dass Gewerkschaftsvertreter den Eisenbahnern und die Bahnverwaltung für ihre Bediensteten Wohnungen auf ihrem eigenen Grund schufen und dabei noch den hässlichen eisernen Wasserturm, der auf diesem Platz stand, abrissen.

Eröffnung der Hauptschule und des Kindergartens in der Schnoflsiedlung:

Am 2. April eröffnete in einem nachträglich feierlichen Akt Bundespräsident Dr. Körner die in Etappen fertiggestellte Hauptschule.

Bischof Dr. König weihte sie ein. Sie wurde nach einem Entwurf von mir und den Detail-

plänen von Architekt Heintschel erbaut und hat lange Zeit die Schulnot für Hauptschüler behoben.

Sie kostete etwas mehr als 20 Millionen Schilling und verfügte über viele, damals sehr fortschrittliche Einrichtungen.

Jede Klasse hatte eine eigene Garderobe. Die Fenster aller Klassen gehen zum ruhigen Garten. Ein Schulschwimmbad im Keller, Musikzimmer, Handarbeitsräume für Knaben und Mädchen und zwei Schulküchen, sowie zwei Zeichensäle ergänzten die normalen Unterrichträume.

Die Knabenschule wurde mit einer Deckenheizung ausgestattet, die bis heute, 1983, einwandfrei arbeitet.

Gleichzeitig mit der Hauptschule eröffnete Präsident Dr. Körner auch den einstufigen Kindergarten in der Schnoflsiedlung, der nun als erster einer Reihe von Kindergärten in St. Pölten entstand. Er wurde vom Bauamt entworfen und sehr sparsam gebaut.

1956

Das Jahr hat wieder mit Bällen begonnen. Am 7. Jänner hat der Stadtball den Anfang gemacht. Mit dem Unionball am 4. Februar hat das Tanzvergnügen aufgehört.

Lotte fährt mit Wolfram aufs Gschwendt. Ich selbst bin einmal mit den Kindern am Teufelhof. Puppi wird von einem fremden Schifahrer angefahren und mit dem Schistock am linken Auge verletzt. Am 11. März fahren wir mit allen Kindern auf der Steinwandleiten Schi. Am 13. März sind wir in Lilienfeld Skifahren.

Vom 1. April bis zum 12. April geht Lotte allein auf Schiurlaub, ohne mich. Ich habe keinen Urlaub und habe auch keine große Freude am Schifahren, weil ich nichts kann. Herr Wöll begleitet sie. Sie sind auf der Berliner Hütte.

Nach ihrer Rückkehr, feiern wir Opa Hauks 70. Geburtstag.

Im Frühjahr kommen dann Schaaf's auf etwa eine Woche zu uns. Mit ihnen machen wir nette Ausflüge aufs Schwarzwaldegg bei Kleinzell,

in die Wachau und nach Ybbs-Persenbeug. Wir freuen uns, der lieben Familie die Gastfreundschaft erwidern zu können, die wir bei Kriegsende, nachdem unsere Nürnberger Wohnung zerstört war, bei ihnen gefunden hatten.

Lotte turnt eifrig. Mit der Turnerriege fährt sie mit Gisela vom 11. - 15. Juli zu einem Turnfest nach Graz. Lotte hat ein starkes Bedürfnis nach Bewegung und Selbständigkeit. Ich selbst bin kein begeisterter Turner. Ich gehe zwar auch einmal wöchentlich abends zur Union turnen, aber ich habe keine große Freude daran und da nachher immer noch ein Gasthaus besucht wird, ist auch die Gesundheitswirkung, die das Turnen haben soll, wieder vorbei.

Vom 22. Juli bis zum 24. Juli sind wir unter Herrn Wölls Führung auf dem Dachstein. Wir steigen von der Austria Hütte in Schladming über die Hunnenscharte auf und gehen über Dachsteinwarte, Dachsteingletscher zum hohen Dachstein und dann über die Schulter zurück. Auf den hohen Dachstein kommen wir nicht, weil uns an der Randkluft eine Schar Kinder in denkbar schlechter Ausrüstung von oben entgegenkommt und der Lehrer die Kinder nicht über die Randkluft bringt. Herr Wöll hilft nun die Kinder auf den Gletscher hinüber zu seilen.

Dabei war es so spät, dass wir den Aufstieg nicht mehr wagen können.

Am 23. 7. fahren wir mit den Rädern über den Pass Gschütt nach Gosau und Hallstatt und fahren auch ins Salzbergwerk ein. Am 24. geht's dann wieder nach Hause.

Wolfram macht im Juli beim Wasserinstallateur Aram Ferialpraxis.

Elisabeth geht zur ersten Kommunion.

Noch im Juni haben wir Besuch von unseren italienischen Freunden. Giuliano und Nora Chizzola kommen mit Thilde und Bruno Freibauer zu uns. Wir fahren mit ihnen in die Wachau und nach Mautern, wo Giuliano Jugenderinnerungen auffrischt. Er war während des ersten Weltkrieges bei Onkel Carl in Mautern und ist bei einem Mauterner Kaufhaus in die Lehre gegangen.

Eigentlich war das Jahr 1956 sehr ereignisreich. Am 15. August fahre ich mit dem Motorrad und Gisela am Sozius über den Großglockner nach Lienz, Venedig – Verona, Mori und lasse Gisela dort. Ich fahre dann am 20. August nach Galtür, treffe dort Lotte und Herrn Wöll, lasse das Motorrad stehen und beginne mit Lotte und Wöll unsere große Silvretta - Wanderung. Die erste Nacht verbrachten wir auf der Jauntalhütte. Am 22. 8. wollten wir aufs Fluchthorn, wurden aber von einem Gewitter zur Umkehr gezwungen. Unsere Wanderung führte uns dann über die Dreiländerspitze zur Wiesbadener-Hütte, weiter ins Klostertal zur Saarbrückner-Hütte, Tübinger

Hütte, über die Kremser Scharte und das Litzner Joch zur Madusahütte und dann zur Tili-sunahütte. Während Lotte und Herr Wöll weiter westlich, zur Douglashütte und nach Bludenz marschierten, steige ich nach Schruns ab und kehre über Parthennen und den Zeinijoch zurück nach Galtür, zu meinem dort abgestellten Motorrad.

Enden August bin ich in Mori, um Gisela abzuholen und sie wieder nach einer Fahrt durch die Dolomiten, über Klagenfurt nach St. Pölten zu bringen.

AUSKLANG

1956 – 1986

Bis Mitte Juli 1956 hat Vater seine Erinnerungen aufgezeichnet.

Von den nachfolgenden Jahren sind lediglich seine handschriftlichen Anmerkungen vorhanden.

Wir, seine 4 Kinder, waren damals 8 bis 16 Jahre alt, und damit in einem Alter, wo subjektive Beobachtungen und die persönlichen Erfahrungen innerhalb der Familie eine wesentliche Rolle spielen.

Diese wichtigen persönlichen Erlebnisse sollen uns erhalten bleiben, und nicht durch Zeitzeugen oder Rückschlüsse aus Dokumenten verunsichert werden.

Von der Zeit unserer Kindheit und Jugend können wir unseren Kindern auch die Geschichte unseres Vaters und Großvaters aus dem persönlichen Erleben weitergeben.

Im Jahr 1962 kehrt Vater, als 51 jähriger und nach 15 Jahren Baudirektortätigkeit, als Student an die technische Hochschule zurück.

Als Stadtbaudirektor von St. Pölten ist er für die Raum- und Städteplanung zuständig. Sichtlich meint er, es wäre notwendig, sein Wissen in diesen Aufgaben zu vertiefen. Er belegt das Seminar für Städtebau, Landesplanung und Raumordnung.

Die Prüfung hat er bei Prof. Wurzer, ein ausgezeichnete Fachmann, aber als strenger Lehrer gefürchtet, mit vorzüglichem Erfolg abgelegt.

Trotz seiner Position war er sich nicht zu gut sich ständig weiterzubilden.

Ein Vorbild für die Jugend und die jungen Berufstätigen.

Im Jahr 1971 konnte Vater schon auf ein Vierteljahrhundert als Stadtbaudirektor von St. Pölten zurückblicken.

In seiner Amtszeit ist der Wiederaufbau St. Pölten's nach dem Krieg gefallen.

Unter den Widrigkeiten der russischen Besatzung war es vorrangig, die Kriegsschäden zu beseitigen, für die Bevölkerung Wohnraum zu schaffen und die Versorgungsstrukturen wieder herzustellen. An eine Städteplanung und Stadterweiterung war nicht zu denken.

In den Folgejahren fallen dann unter seiner Leitung und teilweise auch Planung der Bau der Körnerschule, der Traisenbrücke, die Sanierung und Erweiterung der bestehenden Bauten vom Krankenhaus und Wohnbauten der Gemeinde.

Auf seine Initiative geht auch der Bau des Traisensammelkanals zurück.

Zahlreiche Verkehrsbauten sind auf sein Wirken hin entstanden.

Ein Ausdruck seiner Persönlichkeit in der Straßenplanung sind die zahlreichen Kreuzungen in St. Pölten-Süd, einem Stadtviertel, welches in seiner Amtszeit entstanden ist.

Die Straßenzüge sind innerhalb des Kreuzungsbereiches zumindest um eine halbe Fahrspur versetzt. Mit der ansteigenden Motorisierung wollte Vater mit dieser Maßnahme einen entscheidenden Beitrag zur Verkehrssicherheit- und Beruhigung leisten.

Aus seinem damaligen Blickwinkel hatte er sicher nicht unrecht, heute jedoch wird die damalige Planung für den fließenden Verkehr eher als hinderlich angesehen. Daran gewöhnt, können die St. Pöltner jedoch gut damit leben. Viele St. Pöltner werden vom Urheber dieser Kreuzungsplanung nichts mehr wissen.

Innerhalb der Familie wird dieser Kreuzungstyp oftmals ironisch, jedoch mit liebevollem Respekt „Lendenfeld- Kreuzung“ genannt. Die späteren städtebaulichen Aspekte aus seiner Amtszeit als Baudirektor fallen eher bescheiden aus. Sie sind es bis zum heutigen Tag geblieben.

St. Pölten- Süd, mit seinen Hochhäusern, nur durch einen Straßenzug von einer Wohnsiedlung mit Einfamilienhäusern getrennt, sprechen hier eine beredte Sprache.

Der Stadtbaudirektor ist in der höchsten und

mächtigsten Beamtenklasse der Verwaltung angesiedelt und ausschließlich dem Bürgermeister verantwortlich. Trotz seiner hohen Verwaltungsfunktion, beschränkt sich in der Stadtplanung die Tätigkeit des Baudirektors auf einen rein fachtechnischen Rat.

Die tatsächliche städtebauliche Willensbildung ist hier in der Gemeindepolitik, oftmals sogar in der kurzfristig gedachten Parteipolitik, angesiedelt.

Die damit verbundenen Fehler sind, wenn überhaupt, nur nach Jahrzehnten korrigierbar.

Vater hat diese Entwicklung sicher erkannt. Gereift durch Erfahrung als Beamter und dem zunehmenden Alter hat er all dies gesehen, jedoch mit Gelassenheit ertragen.

Es wird ihm jedoch sicher, wenn vielleicht auch nicht zugegeben, gefreut haben, dass sein Wirken mit Ehrungen von Stadt und Land, sowie der Republik Österreich anerkannt wurde.

So wird ihm mit Entschließung des Bundespräsidenten Franz Jonas, am 28. 7. 1971, das „Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die „Republik Österreich“ verliehen.

Seine Anerkennung innerhalb der Kollegenschaft ist mit der Funktion eines vorsitzenden Stellvertreters im Bauausschuss des Städtebundes dokumentiert.

Das Persönlichkeitsbild Vaters wäre jedoch

nicht abzuschließen, wenn die tragischen Jahre der schweren Erkrankung unserer Mutter und ihren Tod unerwähnt blieben.

Die spätere Wiederverheiratung mit Mutters Lebensfreundin, Tante Paula, hat Vater noch einige Jahre an Lebensfreude geschenkt.

Im September 1973, Vater war damals 62 Jahre alt, ist er als Stadtbaudirektor von St. Pölten, eine Position die er ein Vierteljahrhundert innehatte, in Pension gegangen.

Der pensionierte Stadtbaudirektor war aber trotzdem nicht im beruflichen Ruhestand. Er hatte nun ein Büro als Zivilingenieur für Bauwesen. So hat er das Amtssiegel mit Stadtwappen des Magistrates St. Pölten gegen sein eigenes Amtssiegel, diesmal mit dem Staatswappen, ausgetauscht.

Wenn man es als Fügung des Schicksals sehen will, war die Pensionierung gerade rechtzeitig. Es war ihm vergönnt, noch einige schöne, unbeschwerte Tage mit seiner geliebten Frau, unserer Mutter, zu verbringen.

Es war im Herbst 1974, als Mutter über Gedächtnislücken zu klagen anfang. Sie war immer eine eifrige Leserin. Eines Tages hat sie sich Vater anvertraut, dass sie sich die soeben gelesenen Sätze nicht merken konnte, und den Zusammenhang beim Lesen verliert.

Eine eingehende Untersuchung brachte die tragische Gewissheit zutage.

Bei unserer Mutter hatte sich in der linken Ge-

hirnhälfte ein Tumor gebildet, welcher unter anderem die Gedächtnisstörungen auslöste.

Eine sofortige Operation war notwendig.

Noch war alle Hoffnung gegeben und ließ die Operation nach menschlichem Ermessen eine Heilung erwarten.

Es schien auch, als wäre der Heilungserfolg nach der Operation eingetreten. Kurze Zeit nach dem Eingriff hatte Mutter keinerlei Beschwerden, ja die Heilung war soweit fortgeschritten, dass sie sogar wieder ihr geliebtes Auto lenken konnte.

Für Vater waren diese Heilerfolge eine große Freude, wusste er doch von den behandelnden Ärzten, dass der Tumor sehr schlecht gelegen und äußerst aggressiv war.

Die Krebszellen konnten bei der Operation nicht restlos entfernt werden. Eine zusätzlich verordnete Strahlentherapie sollten die verbleibenden Krebsgeschwüre vernichten.

Der Heilerfolg war jedoch trügerisch.

Das folgende Jahr 1975 begann sehr zuversichtlich und es schien, als wäre die Krankheit endgültig besiegt.

Mutter konnte mit Vater wieder das gewohnte Leben aufnehmen. Sie wollten den Ruhestand genießen.

Im August 1975 wünschte sich Mutter, wieder einmal nach Vrbnik, einem kleinen Fischerdorf auf der Insel Krk, zu fahren, wo sie seinerzeit

so schöne Urlaubstage verbracht hat. Es sollte der letzte gemeinsame Urlaub sein.

Im September/Oktobre meldete sich die grausame Krankheit wieder mit Gedächtnis- und motorischen Störungen zurück. Die arme Mutter ist durch die fortschreitende Krankheit mehrmals bewusstlos zusammengebrochen.

Eine zweite Operation war unumgänglich. Am 24. 10. 1975 wurde unsere Mutter nochmals operiert und schon kurz danach, am 3. November, wieder in Vaters Pflege entlassen worden.

Bereits nach der ersten Operation hat Vater unsere Mutter im Alltag unterstützt und geholfen.

Nach der ersten Operation wäre es von Vater sicher nicht klug gewesen, ihr alle Alltäglichkeiten aus der Hand zu nehmen. Er hätte ihr damit das Gefühl des Nichtgebrauchtwerdens und der Hilflosigkeit vermittelt.

Nach der zweiten Operation hat Vater den Haushalt jedoch ganz allein geführt und zusätzlich noch die persönliche Pflege von Mutter übernommen.

Dies für sein „geliebtes Frauenzimmerchen“ zu tun, war für ihn ganz selbstverständlich, eine andere Lösung wäre für ihn nicht in Frage gekommen.

Er war Tag und Nacht für sie da.

In Mutters Befinden ist nach der zweiten Operation keine Besserung eingetreten.

War sie anfangs noch imstande, an Vaters Seite Spaziergänge zu unternehmen, wurde Mutter immer müder, die Spaziergänge immer kürzer. Vater musste miterleben, wie Mutter immer schwächer wurde und langsam ihr Lebenswille erlosch.

Das Unvermeidliche ist eingetreten.

Der Herrgott hat sie schließlich am 8. Mai 1976 von ihrem schweren Leiden erlöst.

Unsere Eltern waren damals 38 Jahre verheiratet und haben miteinander nicht nur ihre schönsten, sondern auch ihre schwersten Jahre im Krieg, verbunden mit Sorge, Getrenntsein ohne Nachricht vom Anderen, erlebt.

Vater war nun allein mit seiner Gegenwart und seiner Vergangenheit.

Selbst wenn er uns, seinen Kindern, aus seinem Leben erzählte, war es lediglich ein Erzählen, aber nicht die vergangenen Zeiten noch einmal gemeinsam zu erleben.

Es war daher geradezu eine natürliche Entwicklung, dass er immer öfter das Gespräch mit Tante Paula, der Lebensfreundin unserer Mutter, suchte.

Es war nichts Fremdes zu überwinden, hat er doch Tante Paula schon aus den ersten Tagen mit unserer Mutter gekannt. Sie haben sich doch immer wieder getroffen.

Tante Paula war auch Witwe. Sie hat ihren Mann durch ein tragisches Bergungsglück verloren und hat ihren Sohn Rupert allein aufgezogen.

Was lag also näher, dass die beiden Witwer das Gespräch um ihre Lieben und die gemeinsame Vergangenheit suchten?

Die ständig gesuchten Begegnungen haben ihre bisherige Freundschaft vertieft und so sind sie sich im Laufe der Zeit nähergekommen.

Aus der lebenslangen Sympathie ist eine reife Liebe geworden.

Tante Paula war 61 Jahre, Vater 68 Jahre alt, als sie am 9. Juni 1979 in Dürnstein, im Kreis ihrer Familie, geheiratet haben. Trauzeugen waren die Söhne Rupert und Wolfram.

Für Vater, den Familienmenschen, dessen Sorge um seine Kinder so wichtig, war eine Wiederverheiratung nicht gerade einfach.

Mutter hätte Vaters Verbindung mit ihrer Lebensfreundin sicher gut geheißt, so plagten ihn doch auch die Gedanken, ob seine Kinder auch innerlich einer Verbindung zustimmen würden.

Obwohl es nicht notwendig war, hat Vater uns alle gefragt. Was soll man seinem Vater nach diesen tragischen Jahren mehr gönnen, als eine Partnerin und ein bisschen Lebensfreude? Das elterliche Haus in der Dr. Micalgasse 20 blieb so wie es war und doch hat sich einiges geändert.

Tante Paulas Mutter, allgemein Oma genannt, sollte nach der Hochzeit allein in der Wiener Wohnung zurückbleiben.

Es gab auch darüber manche Diskussionen. Doch Vater hat dann entschieden, Oma soll nach St. Pölten kommen und in die Micalgasse einziehen.

Nun waren zwei Frauen im Haus.

Für ihn galt es, seine Gewohnheiten und den Tagesablauf an seine Frauen anzugleichen.

Oma hatte, wie einst in Wien, die Hauhaltsalltäglichkeiten übernommen, kochte und war bestrebt, die Mahlzeiten zeitlich genau einzuhalten.

Unser Vater hatte damit, zumindest am Sonntag, seine Probleme.

Es war seine liebenswerte Angewohnheit, Sonntag-Vormittag, die in der Nähe wohnenden Kinder Gisela, Irmgard und Wolfram zu besuchen. Elisabeth war leider im Hintertreffen, sie war ja im entfernten Enns zu Hause.

Eines der Kinder kam bei den Besuchen abwechselnd zu kurz, denn Vater musste ja zum Mittagstisch rechtzeitig zu Hause sein.

Schließlich haben sich alle an die neuen Hausregeln gewöhnt und es dürfte alles ganz gut funktioniert haben.

Tante Paula war Vater eine sehr kulturbewusste Gefährtin. Vater war diesen Dingen ebenfalls sehr zugeneigt.

Jedoch in der Baukultur konnten ihm gelungene Brückenbauwerke oftmals mehr begeistern, als ein barockes Baujuwel.

Der Kultur wurde häufig bereits beim Frühstück gefrönt.

Vater hatte es sich angewöhnt, seinen Damen eine Kurzgeschichte, sozusagen als Thema zum neuen Tag, vorzulesen.

Eine besondere Freude waren für Tante Paula und Vater auch die Konzertbesuche. Die Konzertprogramme hat er gesammelt und es nie versäumt, diese mit seinem persönlichen Kommentar auszustatten.

Kulturausflüge standen vor allem im Sommer an der Tagesordnung und endeten meistens beim Heurigen, den auch Vater sehr geliebt hat.

In seinen letzten Lebensjahren wurde er zunehmend gesundheitsbewusster.

Er achtete, wenn auch mit wenig Erfolg, auf sein Gewicht.

Eine jährliche Kur in Schärding sollte hier zur Hilfe dienen und ihm vom Weihnachtsgewicht befreien.

Um 1980 stellten die Ärzte bei einer Gesundenuntersuchung eine leichte Coronarstörung am Herzen fest.

Vater prüfte sich immer wieder bei Bergwanderungen und freute sich, wenn er, der nicht übermäßig sportlich war, keine Atmungsschwierigkeiten hatte.

Noch im September 1986 freute es sich über den Erfolg, an der Nordwaldkammwegwanderung im Waldviertel. Er hatte diese ohne Gesundheitsprobleme durchgestanden.

Vater fühlte sich vollkommen gesund und ahnte nicht, wie trügerisch Schäden am Herzen sein können.

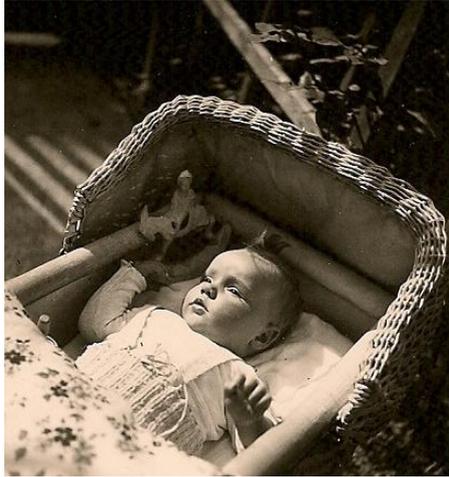
Er ahnte nicht, dass ihm nur mehr wenige Tage auf dieser Welt beschieden waren.

Am 14. 10. 1986 wurde er in der Früh munter und hat sich im Bett noch mit Tante Paula über das Konzert vom Vortag unterhalten.

Vater konnte die Unterhaltung nicht mehr beenden. Sein Herz hat plötzlich zu schlagen aufgehört. Der Herrgott hat ihn zu sich gerufen.

Die noch glückliche Zeit, welche er mit Tante Paula verbringen durfte, hat lediglich 7 Jahre gedauert.

Vater ist nur 75 Jahre alt geworden.



38. Klein Irmgard im Mai 1947



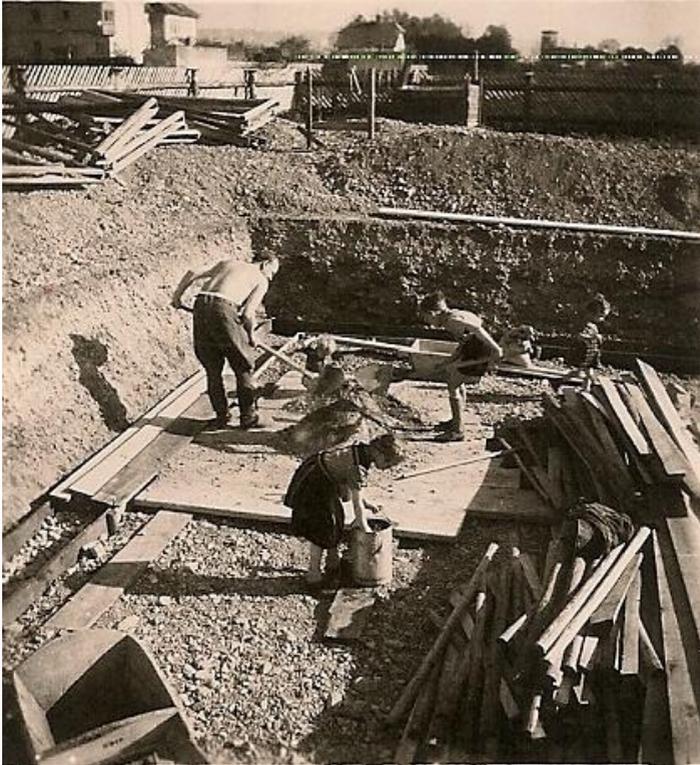
39. das „Quartett“, Baby Elisabeth 1948



40. Kinder mit „Mama“ 1948



41. die Familie Weihnachten 1950



42. *Vater und Kinder beim Hausbau 1950*



43. „Puppi“ - Irmgard 1950



44. „Hans Lotte“ Dachgleiche



45. *Einzug ins neue Haus 1951*



46. *Lendenfeld's auf dem Motorrad, diesmal Puch 125, 1952*



47. *wir Kinder in der Dr. Micalgasse 1953*



48. *Rast nach Wanderung 1957*



49. Übergabe der neuen Feuerwehrzentrale 1966



50. eine Doppelhochzeit 1970

DIE PRÄSIDENTSCHAFTSKANZLEI

BEURKUNDET HIEMIT,
DASS DER BUNDESPRÄSIDENT DER REPUBLIK ÖSTERREICH
MIT ENTSCHLIESSUNG VOM

28. JULI 1971

HERRN BAUDIREKTOR DER STADT ST. PÖLTEN
DIPL. ING. TASSILO L E N D E N F E L D

DAS GOLDENE EHRENZEICHEN
FÜR VERDIENSTE UM DIE REPUBLIK ÖSTERREICH
VERLIEHEN HAT.

WIEN, AM 28. JULI 1971



DER KABINETTS-DIREKTOR:

51. „Goldenes Ehrenzeichen“ Republik Österreich 1971



52. Verabschiedung in die Pension, Sitzungssaal,
Bgm. Schickelgruber



53. Hochzeit mit Paula in Dürnstein 1979



54. das letzte Familienphoto mit Vati, 12.11.1985

Franz Thalndorfer

Ein etwas satirisches Nachwort

Es mag nun schon eineinhalb Jahre her sein, als meine Frau Irmgard die Idee hatte, anlässlich Vaters 100. Geburtstag, auch schriftlich an ihn zu erinnern. Sie hatte beabsichtigt, seine niedergeschriebenen Erinnerungen 1946 – 1956, sowie seine Briefe und Lichtbilder in einer Sammlung, sozusagen einer Festschrift, zum 100. Geburtstag der Familie vorzulegen.

Diese Idee war auch für mich sehr reizvoll und wir begannen mit der Sichtung des schriftlichen Nachlasses.

Bald stellte sich heraus, dass eine Briefsammlung allein, einschließlich der Erinnerungen, der Persönlichkeit Tassilo Lendenfeld's nicht gerecht wird und damit auch nicht den Sinn einer Festschrift erfüllt.

Für mich stellte sich bei den Vorarbeiten auch die Frage: - Wer war Tassilo Lendenfeld? – Bin ich doch der Einzige, der die Elternfamilie Lendenfeld, ausgenommen Tante Paula und Oma, nicht mehr kennengelernt hatte.

Wer war also Tassilo Lendenfeld?

Schon in den Wochen, nach den ersten Begegnungen mit Irmgard, war mir Tassilo Lendenfeld ein Begriff.

Irmgard erzählte liebevoll über den Vater, den Baudirektor und Menschen voll Stolz und Begeisterung. Fragte man die Schwiegersöhne, zeichneten sie ein Bild in männlicher Begeisterung, aber auf die Frage – wer war er? – blieben auch sie eine Antwort schuldig.

Im Haus Pyhra hing im Esszimmer ein Ölbild von Vater Tassilo.

Wenn ich das Bild während der Erzählungen Irmgards betrachtete, nahmen seine Gesichtszüge eine lebendige Menschlichkeit an, der Rahmen verblasste und machte einer Tassilobüste auf einem Podest Platz.

Über seinem Haupt schwebte ein blass goldener Heiligenschein. Irmgards Erzählungen waren dazu die

Festmusik, das kann es aber auch nicht sein. Fehlerlose Menschen gibt es nicht.

War daher die Festschrift, welche nun keine geworden ist, für mich mehr als ein willkommener Anlass, den Menschen Tassilo Lendenfeld auszuleuchten, noch dazu wo ich von persönlichen Erlebnissen unbelastet war und bin.

Wer war aber Tassilo Lendenfeld?

Ein Glückskind? Doch bedenken wir, Glück hat auf Dauer nur der Tüchtige.

Am Anfang stand seine geliebte Mama, welche ihn liebevoll gehegt und gepflegt hat. Für dieses Glück konnte er nichts, das wurde ihm geschenkt.

Er hat es aber begriffen und hat es ihr ein Leben lang, durch seine Sorge um sie, gedankt.

Das Glück, sein Freiplatz in der Mittelschule? Er wusste dies und hat sich durch sein eifriges Lernen bedankt.

Schon vor der Hochschulzeit hatte er das Glück, den Ernst des Lebens rechtzeitig zu erkennen und hat es durch sein musterhaftes Studium bewiesen.

Auch seine ersten Berufsjahre in Österreich, das Glück nicht arbeitslos zu sein, waren durch seinen starken Willen und die Zähigkeit in seinem Beruf etwas zu leisten, geprägt.

Schon in diesen Jahren seines Lebens treten seine wesentlichen Charakterzüge hervor; geradlinig, aufrichtig, verlässlich und auch liebenswert. Sie haben ihn ein Leben lang begleitet.

Frauenheld war er keiner.

Schon seit seiner Studienzeit ist Lotte, seine künftige Frau, bis zu ihrem tragischen Tod, gegenwärtig, von ihm ein Leben lang geachtet und geliebt. Sicher wird es auch, wie in jeder lebendigen Ehe, manche Meinungsverschiedenheiten gegeben haben. Aber diese haben beide gemeistert.

Es war für ihn ein Glück in Deutschland arbeiten zu können.

Dieses Glück war aber absolut kein reines, denn es war mit politischen Wermutstropfen durchtränkt.

Er war, wie tausend andere, ein kleiner begeisterter Mitläufer, ohne jegliche politische Funktionen.

Selbst, wenn er viel NS-Propaganda in seinem damals politisch naiven Denken aufgesaugt hat, wurde dadurch sein Charakter und seine Menschlichkeit nicht beeinflusst.

Vielleicht waren es gerade seine Charakterzüge und Aufrichtigkeit, welche ihm das politische Verbrechen, das ihm vorgesetzt wurde, haben glauben lassen?

Es muss für ihn ein furchtbarer Schlag gewesen sein, nach dem Krieg über die NS-Verbrechen zu erfahren und zu erkennen, welcher Illusion er aufgesessen war.

Es verwundert daher nicht, dass er vergessen wollte und den wieder erstandenen Staat die Republik Österreich, mit Freuden begrüßt hat.

Sollten ihn deswegen manche als „Wendehals oder schillernde Persönlichkeit“ bezeichnet haben, wurde ihm damit großes Unrecht getan und zeugen derartige Aussagen doch von großer Unwissenheit vom menschlichen Wesen und vor allem der jüngsten Geschichte.

Ja, diese Wermutstropfen waren bitter.

Glück hatte er mit seinem Soldatentum.

Drei Jahre Soldat und eineinhalb Jahre amerikanische Gefangenschaft hat er gut und ohne Verwundungen überstanden.

Vater Tassilo hat auch das Glück in seinem weiteren Leben nicht verlassen.

Erfolgreich und überaus geschätzter Baudirektor bis zu seiner Pensionierung in St. Pölten.

Vier glückliche Kinder aufzuziehen und sie dem selbständigen Leben zu übergeben.

Man fragt sich schon, wie es das gibt, dass einzelne Menschen, trotz aller Widrigkeiten, oft mehr Glück zu haben scheinen wie manch andere?

Liegt vielleicht die Antwort darin, dass Vater Tassilo in seinen Zügen immer ein positiv eingestellter Mensch war, der seine Umwelt und Familie immer Hoffnung auf ein gutes Ende gegeben hat?

Es ist so bezeichnend für ihn, wenn es in seinem letzten Brief vor der Gefangenschaft aus Brest noch an seine Mutter schreibt – verlier mir nie die Hoffnung....

Aus diesem Satz ist jedoch auch eines zu erkennen: er war ein Patriarch mit leicht diktatorischen Zügen. Denn er „droht“ sogar – verlier mir nicht die Hoffnung...

Die Sorge um die Familie war sein alles.

War es die Sorge um die an Kinderlähmung erkrankten Kinder Irmgard und Wolfram oder der tragische Tod seiner geliebten Lotte.

Er sorgte sich auch diktatorisch um die Ausbildung seiner Kinder, hier vielleicht nicht immer nach deren Neigungen, sondern die Zweckmäßigkeit war wesentlich.

Er war jedoch von dieser Sorge und den Aufgaben

an seiner Familie überzeugt, wenn er meinte, man kann nicht alle fragen, einer muss wissen was zu tun ist und dafür die Verantwortung tragen.

Also eine gemäßigte Diktatur, auch wenn es die Familie gemerkt hat, waren sie damit glücklich und zufrieden.

Steht er jetzt noch immer auf dem Podest? Ich denke schon. Lassen wir ihn stehen und nehmen ihm nur den Heiligenschein.

Er war ein Mensch mit vielen Vorzügen, seinen kleinen Schwächen und bleibt ein geliebter Vater.

Verbleibt mir noch eines:

*Alles Gute zu Deinem Hunderter, der Herrgott möge weiter schützend seine Hand über Dich halten!
Ein ewiges Leben lang!*